

Ein Frühlingslied in der Stadt.

Von

Heinrich Seidel.



Der Frühlings weiß zu finden
Mich tief in Stadt und Stein,
Giebt mir ins Herz den künden,
Fröhlichen Hoffnungschein.

Manch' grüne Wipfel lauschen
Zwischen den Dächern vor,
Ein Verchenklang durchs Rauschen
Der Stadt schlägt an mein Ohr.

Ein Schmetterling als Bote
Flattert im Wind vorbei,

Hinschwebend über das tote,
Steinerne Einerlei.

Run soll mich nichts mehr halten,
Run greif' ich Hut und Stab,
Run, Frühlings, blas' den alten
Staub mir vom Herzen ab.

Run seg' von dem Gespinste
Mir Kopf und Sinne frei,
Daß ich in deinem Dienste
Ein rechter Jünger sei!

Das Heidenkind.

Erzählung von August Becker.

Original-Zeichnungen von W. Claudius.



Heute Nacht gehn wir nach Münster
in die Christmette!" sagte der Wald-
hüter Cyriak in Mönchweiler zu seiner
Frau. Er sah dabei zum Fenster
hinaus nach dem Wetter. Es war

nicht gerade schön zu nennen, denn die Wolken hingen
schwer und grau über dem Thal, in welchem das
kleine ärmliche Gebirgsdorf liegt. Drüben den hohen,
finsternen Abtskopf sah man gar nicht vor lauter
Wolken und Nebel, und auch der kahle Treitelberg,
der sich auf der andern Seite hoch über den Hunds-
oder Hunnenfels erhebt, war gänzlich verhüllt. Nach
Klingemünster hinaus aber war es eine gute Stunde
und der Weg durch das tiefe Thal am Bach ent-
lang ziemlich schlecht. Darum meinte Frau Amy:

"Lassen wir's für dieses Jahr, Cyriak! Es
wird heute Nacht regnen oder schneien!"

"Nein!" entgegnete Cyriak. "Wir waren schon
seit sechs Jahren nicht mehr in der Christmette, und
heute Nacht leiden's die Geschäfte!"

"So gehen wir doch lieber nach Gossersweiler,
wohin wir gefahrt sind," warf die Frau ein, nur
um etwas zu sagen, denn sie wollte überhaupt nicht
fort und wußte oder wollte doch den rechten Grund
nicht angeben.

"Wir gehen nach Münster, Amy!" sagte ihr
Mann jetzt bestimmt. "Ich möchte nur wissen,
warum du nicht nach Münster willst?"

"Gut, so mag es sein!" sagte die Abergläubische.
"Aber offen gestanden, ich gehe heute nicht gern vom
Hause weg, — denn — denn du weißt, Cyriak, die
Christnacht ist die Nacht der Geister, — ja, lach'
nur! Wenn wir gehen, müssen wir unsere Kinder,
das Friederle und das Eventätherle, unserer alten
Großmutter überlassen, und die ist eine alte, schwache,
kindische Frau!"

"Alt und kindisch ist sie, du hast recht. Aber
bei den Kindern stehn Gottes Engel und schirmen
sie vor allem Schaden, — das weißt du doch aus
hundert Beispielen, Amy! Gehn wir nur ganz un-
besorgt mit den Nachbarsleuten hinaus nach Münster.
Heißt es doch, wenn man in der Christmette so recht
von Herzen beten konnte, so bringe das Glück fürs
ganze Jahr. Du kennst mich, Amy, ich bin nicht
abergläubisch und halte auf all' das Geplauder von
Geistern, Wechselbälgen und dergleichen nichts; aber
daß das recht innige Gebet in der Christnacht helfe,
das glaube ich nun einmal doch. Da kommt mir's nun
vor, als könne ich mich heute Nacht so recht ansbeten,
und daß wir Glück brauchen, das weißt du auch.
Übrigens will ich zu Münster bei dem Gersching
den Kindern Christkindelsbescherungen kaufen!"

So wandte Cyriak alle seine Überredungskunst
daran, um die Gründe seiner Frau zu beseitigen,
und diese sagte jetzt auch:

"Schon genug, gehen wir in Gottes Namen!"

Dann bereitete sie das Nachteffen, und das besteht in Mönchweiler wie überhaupt in all' den armen Gebirgsdörfern des Westrichs aus gesotteten Kartoffeln, Grumm- oder Grundbeeren genannt. Als sie aufgetragen waren, beteten die Kleinen laut:

„Lieber Jesus, sei unser Gast,
Segne, was du uns bescheret hast!“

Dann betete Frau Amy noch laut das „Vater Unser“ und das „Ave Maria“, und dann setzte man sich nieder zu dem Essen, und es schmeckte allen auf das beste. Nochmals beteten die Kinder ihr Dankgebetlein, und dann wurden sie von der Mutter ausgezogen und ins Bett gelegt. Die Großmutter setzte sich nun zu ihnen und erzählte ihnen Märlein und Geschichten von den Weisen aus dem Morgenland, von dem Christkindlein und seiner Mutter, von Gott, dem heiligen Joseph und St. Petrus mit dem Himmelschlüssel. Sie sagte ihnen auch Reimlein vor die große Menge, während sich Vater und Mutter zum Fortgehen rüsteten, und die Kinder flüsterten sie ihr nach.

So unterhielten sich die Kinder mit der Großmutter und freuten sich, daß Vater und Mutter nach Münster gingen, um das Christkindlein für morgen früh zu bestellen. Und mit diesem Gedanken schlummerten sie fröhlich ein in ihrem Kämmerlein, als Vater und Mutter schon warm angezogen waren. Der Vater setzte nur noch seine Fuchspelzklappe auf, an der man die Gähler und Westricher Bauern erkennt, indem sie wie eine Eisklebermütze gestaltet ist; und die Mutter hing nur noch das silberne Kreuzlein um und nahm das Gebetbuch vom Wandbänkchen herunter. Dann gingen beide an das Bett, wo die Kinder schon schliefen, — die Mutter machte dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihnen, küßte die Kinder und sagte:

„Das heilige Zeichen wird sie schützen und Gottes Engel mögen bei ihnen stehen.“

„Amen!“ setzte der Vater hinzu, griff zu seinem Knotenstocke, und sie gingen.

Als sie vor die Thüre kamen, war es pechdunkel und eine schwarze Adventnacht lag über dem Gebirg. Man sah keinen Stern, und nur hie und da schimmerte ein Lichtlein aus den niedrigen Fenstern der zerstreuten Häuser. Drüben auf den Wiesen am Finsterbache aber tanzten die Irrlichter lustig auf und ab. Frau Amy hielt furchtsam an.

„Wie meinst, Cyrial! bleiben wir doch zu Hause! Die Nacht ist schauerlich und finster!“ sagte sie, indem sie sich enger an ihn anschloß.

„Fürchtest du dich denn, Amy, wenn ich bei dir bin?“

„Nein, aber — aber es ist heute eine Geisternacht, und ich habe eine Ahnung, daß etwas vorgehen möchte!“

„So sei doch nicht einfältig, Amy. Wenn wir irgendwann sicher sein können, so ist es doch in der Nacht, wo der Heiland geboren ist.“

Da schwieg die Frau stille und schritt mit ihrem Manne weiter durch den kleinen Hof. Da hielt sie wieder an und sagte plötzlich:

„Cyrial, Cyrial! Siehst du nicht! Da steht jemand und schaut durch unser Fenster ins Haus!“

„Wo?“ fragte der Waldhüter.

„Da, gerade vor dir!“ erwiderte furchtsam die Frau.

„Werda?“ fragte jetzt laut der Waldhüter, erhielt jedoch keine Antwort; aber er sah in der That sich etwas regen im Dunkeln, dann jedoch ganz verschwinden. „Es war dein Schatten, Amy,“ sagte er nun beruhigend und ging weiter durch die Höfe und Winkel des Dorfes und dann auf dem Wege, der nach Münster führt. Da, wo vor dem Dörschen das große steinerne Kreuz am Wege steht, trafen sie mit andern Leuten zusammen, die sie in der Dunkelheit nicht erkennen konnten.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßten die beiden Eheleute.

„In Ewigkeit, Amen!“ war die Antwort. „Geht ihr auch in die Christmette?“

„Ja. 's ist eine finstere Nacht für den schlechten unheimlichen Weg.“

„Freilich. Gehen wir miteinander, dann fürchtet man sich nicht so sehr. Ihr wißt ja, — es ist nicht geheuer in dieser Nacht!“

Es waren bekannte Leute aus dem Dorfe und von Silz, hinter Mönchweiler, die alle nach Münster wollten. Weiter vorn traf man noch mehr Leute, und die jungen Bursche und Mädels waren schon vor einer Stunde fort, um in Münster vor der Christmette noch Lebkuchen zu essen und einen Schoppen Wein zu trinken.

Nun ging es in der pechschwarzen Nacht auf dem schlechten Wege unter gemüthlichen, heitern und ernstern Reden den Bach und das Thal entlang. Man wußte sich viel zu sagen über die heilige Nacht und ihre Wunder. Hüben und drüben auf den hohen Bergen brauste der Wind in den Tannen und Föhren, — unheimlich niedrig zogen die kalten Schneewolken über die enge Thalschlucht, in welche von ferne halb verwehte Glockenklänge schallten. Es war die Glocke vom Kirchturm der katholischen Kirche im sogenannten „Stift“ zu Klingenmünster, denn es läutete „zum erstenmale“ in die Christmette.

„Seht, da drüben im Büffelsthal geht's um,“ sagte jetzt einer der Westricher Bauern und deutete in die schwarze Luft, denn außer der kleinen Handlaterne, welche einer dem Zuge vorantrug, drang kein Lichtschimmer durch die rabenschwarze Nacht.

„Nun, was giebt's denn da drinnen?“

„Da geht der wilde Jäger um. Es haben ihn schon viele Leute gesehen, wie er durch das Gebüsch streicht und seine zwei schwarzen Hunde mit ihm. Aber hört nur! Hört ihr nichts?“

„Nun was denn?“

„Um Gotteswillen, seid still davon!“ schrien jetzt einige der abergläubischen Weiber voll inneren Schauers, indem sie scheu nach den genannten Seitenthälern schauten, die rechts und links vom Wege sich die Berge hinaufziehen. „Seid still, — man redet nicht von solchen Dingen!“

„Hört ihr nicht, wie's braust und rauscht drinnen im Nögel und über die weißen Felsen her klappert und heult? Horcht nur hinüber, — und hört ihr jetzt ganz deutlich das Hundegebell? Hört ihr?“

Alles blieb voll Grauen stehen und horchte. Es war wirklich wahr: ein Rauschen und Brausen ging durch die Luft, und dazwischen erklang ein helles Klappern und ein dumpfes Hundegebell. Der Sturm brauste stärker durch die Föhren dicht am Wege und auf den Bergen, und mehr als ein Mund sagte jetzt:

„Das ist der wilde Jäger! Haltet euch ruhig und betet.“

„Seid keine Narren und macht, daß wir weiter kommen,“ sagte jetzt der Cyriak mit barscher Stimme. „Es nimmt mich wirklich nicht Wunder, wenn die Münsterer uns Westricher für so dumm halten.“

„Nun, du hörst doch selber das Wellen und Klappern, das Brausen und Rausen in der Luft,“ warf ihm einer ein.

„Ja freilich hör' ich's. Die Bäume rauschen im Winde und der Fuchs heult im Nögelgrund. Und dort braust und klappert es von der Sägemühle her und der Mühlenhund bellt dazwischen. Was ist denn da für eine Gefahr dabei?“

Mehrere der vernünftigen Leute gaben ihm recht, aber der rote Hannjob, der die Geschichte mit dem wilden Jäger aufgerührt hatte, sagte:

„Ja, ja, Cyriak, du bist auch einer von denen, die's Gras wachsen hören, daß vor lauter G'scheitheit dir der Glaube ausgegangen ist. Du bist auch einer von denen, die da sagen: es giebt keine Gespenster.“

„Spaß bei Seite, Hannjob,“ sagte Cyriak,

mach' mir den Gaul nicht sehen mit deinen dummen Märchen. 's ist alles nichts. Ich war schon zu jeder Stunde der Nacht und auch auf Weihnachten an den unheimlichsten Plätzen im Walde, am Hunnenfels und in der roten Hohl' und wo du's haben willst und ist mir noch nie etwas begegnet, als höchstens ein Hambacher Holz- oder Wilddieb oder strolchende Zigeuner, die bei uns Heiden heißen, wenn sie auch keine sein wollen. Wenn's heut zu Tage noch Gespenster giebt, so sind's diese Zigeuner, die ohne Rast und Ruhe im Land umherstreichen und die Nacht für ihren Tag halten. Sonst giebt's keine Gespenster, das laß dir gesagt sein, Hannjob, — aber nichts für ungut!“

Der Hannjob sagte nichts mehr, hing den Kopf und ging weiter vorwärts im Zug zu denen, die unmittelbar der Laterne folgten, welche einen schwachen roten Schimmer auf den schmutzigen Weg und die nächsten Föhren der Bergwand warf. So kam man an den Münsterer Mühlen, am Schloßberg und an den Steinbrüchen vorbei durchs Thal nach Münster. Es war schon spät in der Nacht, so gegen elf Uhr, als man im „scharfen Eck“ ankam, wo noch viele Häuser Licht hatten. Es läutete eben zum zweitenmale in die Christmette, und viele Leute gingen schon mit den Westrichern die Steingasse hinab ins Dorf, wo man in bekannten Häusern oder auch in Wirtshäusern beim Glase Wein dem letzten Glockenruf in der Mitternachtsstunde entgegenharrte. Andere aber blieben noch im traulichen Gespräch am warmen Ofen daheim, während Cyriak und seine Frau zu dem Kaufmann Gersching hineingingen, dessen Laden in der Christnacht wegen der Westricher Bauern bis Mitternacht offen stand.

Dort kauften sie dem Friederle und Evenkätzerle Lebkuchen und Zuckerkistchen und kleine Spielereien, bis mit einem Male die Glocken mit hehrem Klange aus dem Stifte her erschollen und die Gläubigen durch die Nacht zur Christmette riefen. Gar feierlich tönte der Glockenklang, indes die Gemeinde zur Kirche wallte. Die weite, weiße Kirchenhalle war erhellt von hundert Lichtern und Kerzen; bunte Lampen hingen an den Altären, und ein bläulicher Schein zitterte über dem Altare des Schutzheiligen, des Erzengels Michael, der auf einem großen Bilde, den Höllensfürsten händigend, über dem Altare schwebte.

Cyriak und Frau Amy traten hinein, tauchten andächtig die Hände in den Weihkessel und bespritzten sich, — die Orgel tönte in vollen Klängen durch die weite Halle, und heilige Weihnachtsgefänge erfüllten die Kirche und die Herzen. Laut dröhnte das »Te Deum laudamus!« und »Gloria in excelsis

Deo! an die Mauern; vorn aber vor dem Hauptaltar stand ein Kripplein mit dem Jesuskinde und die Schulkinder von Münster traten jetzt vor und sangen in kindlicher Weise:

„Wie leuchten heut die Sterne,
Wie schön erglänzt die Nacht!
Kommt schon der Tag von Ferne?
von Ferne?

Und kaum ist Mitternacht,
In Wolken hör' ich singen:
Excoelsis gloria!
Es thut so herrlich klingen,
ja klingen,
Als wär' der Himmel nah.

Der Himmel ist gekommen
Zur Erde heute Nacht,
Des freun sich alle Frommen,
ja Frommen,
An seiner reinen Pracht.

Das Kindlein bringt den Himmel,
Das uns geboren ist,
Das Kindlein in den Windeln,
ja Windeln,
Im Stall der heil'ge Christ.“
Und so fort.

Und dann sang wieder die Gemeinde ihr Loblied. Aber der Cyriak betete ganz stille vor sich hin. Er betete: Gott möge ihm und seinem Hause Glück schenken und seine Kinder brav werden lassen. Gott möge sein Haus ansehen, daß es nicht untergehe, denn es werden böse Zeiten kommen, wo man des Herrn Schutz bedürfe, und er möge ihm einen Engel senden, der über seinen Kindern und seinem Hause Wache halte. Das betete er so inbrünstig und herzlich, daß, als er fertig war, ihm deuchte, er hätte mit Gott unmittelbar geredet und der Herr hätte es ihm zugesagt, einen Engel des Heils in sein Haus zu senden. Dann betete er noch mit seiner Frau Amy vor dem Jesuskinde, das mit seinen gekräuselten Haaren lächelnd in der Krippe lag, und sie dachten an ihre Kinder daheim und empfahlen sie dem himmlischen Schutze. Dann gingen sie mit einander andachtsvoll zur Kirche hinaus, vereinigten sich wieder mit den Leuten aus dem Westrich und wanderten die Steingasse hinauf und den Weg ins Thal hinein, wo das Dörfchen liegt, in Gottes Namen nach Hause.

Es war schon zwei Stunden nach Mitternacht, als die Leute wieder in ihr stilles Dorf zurückkamen.

„Gute Nacht! Glückselige Weihnachten und behüt' euch Gott,“ sprach eines zum andern. Cyriak und seine Frau gingen schon die hölzerne Treppe ihres Hauses hinauf, müd' und frierend. Da sagte Frau Amy:

„Hat die Großmutter wieder die Thüre offen gelassen. Sieh, sie steht sparrweit auf. Wie leicht konnte jemand hinein gehen!“

„Ja, es ist eine Unvorsichtigkeit,“ erwiderte Cyriak. „Jedoch, sei ruhig darüber: stehlen kann man uns nicht viel, und etwas hineintragen wird auch niemand wollen. Die Leute haben in unserem Dorfe nichts übrig.“ —

„Die Kinder sind wach geworden, Cyriak, hörst du?“ Mit diesen Worten trat die Mutter in die Stube. Aber sie mußte sich getäuscht haben. Die Kinder schliefen auf das beste, — man hörte es an ihrem leisen Schnarchen. In der Stube war es stockfinster, aber auf dem Stubenboden hörte man etwas rutschen und rauschen.

„Horch, 's ist etwas in der Stube!“ sagte jetzt die Mutter wieder. „Hörst du nicht?“

„'s wird eine Kaze sein,“ entgegnete der Vater.

„'s ist keine Kaze. Schlag' doch einmal Licht!“

„Gleich, gleich!“

„Ich glaub', es rutscht ein Kind im Zimmer herum. Evenlätherle, Friederle!“ rief die Mutter, „ist's jemand von euch?“

Aber es gab keine Antwort. Da bückte sich die Mutter ängstlich nieder: „Es wird doch keinem der Kinder etwas passiert sein? Es wird doch keines zum Bett herausgefallen sein? Um Gottes willen, es ist das Friederle!“ rief sie jetzt, da sie das Kind zu ihren Füßen vom Boden nahm und es auf den Tisch hob. „Friederle, was fehlt dir, warum red'st du nicht?“

Die arme Frau Amy wurde außerordentlich ängstlich, denn der Vater brauchte zu lange Zeit zum Feuer schlagen. Aber endlich war der Schwefel-faden angezündet und mit ihm die Öllampe zum Brennen gebracht. Selbst ängstlich geworden, eilte der Vater zum Tische und leuchtete dem stillen Kinde ins Gesicht.

„Heilige Maria und Joseph!“ schrie jetzt Frau Amy auf und setzte voll Schrecken das Kind auf den Tisch nieder. „Das ist nicht unser Friederle!“

Der Vater leuchtete mit dem Lichte näher, und als er so dem Kinde ins Gesicht sehen konnte, da wußte er auch nicht, was er sagen sollte.

„Das ist nicht das Friederle,“ fing er dann an, aber die Mutter schrie in einem fort und rang die Hände.

„Was ist das für ein Kind! Was ist das für ein Kind! — Man hat es mit meinem Friederle verwechselt. Man hat mir einen Wechselbalg gebracht! O Gott, warum war ich nur aus dem Hause in dieser Nacht!“

„Nun, das wäre mir das Rechte,“ fiel jetzt auch der Waldhüter ein, indem er nun doch erblaßte. Was seine Frau in der Angst vergaß, das that er, — er trat mit eiligen Schritten zu dem Bette hin und leuchtete. Aber da lagen zu seinem größten Troste das Friederle und das Evenkättherle ganz ruhig in den Kissen, und ein schöner Traum schien über ihnen zu schweben. Neben dem Bette im alten Strohstuhle saß die alte Großmutter, das weiße Haupt mit der Ziehhaube an das Bett der Kinder gelehnt und schnarchte drauf los, als würde es ihr bezahlt.

Was soll denn mit dem werden? Schau nur, Amy, die pechschwarzen Haare und das braune Gesichtchen! Die schwarzen rollenden Augen! Wie es uns so vertraulich anschaut, als kenne es uns! Was ist denn da nur vorgegangen?“

Auf dem Tische saß das Kind mit den Fingern im Munde und blickte ganz freundlich nach den erstaunten Leuten. Sein Haar war in der That pechschwarz und das Gesicht, wenn auch sehr braun, doch recht anmutig und lieblich. Es hatte nur ein Hemdlein an, das seine braunen Glieder deckte. Während die eine Hand auf seinem Munde lag und der



„Nun Gott sei Dank, unsre Kinder liegen im Bett gesund und wohl, Amy!“ sagte er mit einem tiefen, erleichternden Seufzer zu seiner Frau, die halb ohnmächtig vor Schreck und Jammer auf die Wandbank zurückgesunken war. „Das Friederle ist uns nicht gestohlen, tröste dich, Amy, — es liegt ganz gesund im Bett. Sieh' nur selbst!“

Diese Worte gaben der armen Mutter Kraft und Besinnung wieder, sie eilte an das Bett ihrer Kinder und vergoß Freuden- und Dankesthränen, da sie dieselben ohne Schaden schlummernd liegen sah.

„Aber jetzt mücht' ich doch wissen, was es hernach mit dem Kinde ist. Komm' nur, Amy, und sieh' einmal den fremden Buben da an,“ sprach der Vater jetzt wieder und leuchtete dem stillen Kinde ins Gesicht. „Wie ist nur der da hereingekommen?

Zeigefinger darinnen spielte, hielt die andere etwas zwischen den kleinen Fingern und lag ruhig auf dem Hemdchen.

„Es ist wahrhaftig ein Heidenkind, — ein schwarzer Zigeunerbub,“ fing der Waldhüter wieder an. „Was ist denn jetzt da nur vorgegangen?“

Das sollte man bald erfahren. — Bei dem fortwährenden lauten Reden erwachte die Großmutter im Lehnstuhle, rieb sich die Augen und starrte den Waldhüter und seine Frau an.

„Ach, ihr seid's!“ sagte sie dann, zufrieden, dies entdeckt zu haben.

„Ja, wir sind's. Wer sollen wir denn sonst anders sein?“ fragte der Waldhüter.

„Ich hab' gemeint, ihr wäret die Zigeuner, von denen ich geträumt habe.“

„Geträumt? Was habt ihr denn geträumt, Großmutter?“

„Nun mir träumte, ihr beide wäret zur Christmette gegangen und hättet mich mit den Kindern allein gelassen. Da seien Zigeuner gekommen, hätten den Schrank aufgemacht, die zwei Laibe Brot herausgenommen und den Weihnachtsschinken, den der Cyriak vor acht Tagen gekauft hat, dazu. Dann wären sie fort und hätten einen kleinen Buben zurückgelassen. Das träumte mir.“

„Das war kein Traum, Bomben und Granatenjack — —“, rief jetzt der Waldhüter und sah nach dem Schranke. Der stand offen und richtig — die zwei Laibe und der Schinken waren fort. Der Waldhüter stand eine zeitlang sprachlos, dann aber fing er wie ein Türke an zu wettern und zu toben.

„Da — da haben wir's!“ fing er an. „Da haben wir's jetzt, soll man da nicht aus der Haut fahren! Ist das nicht eine Frechheit ohne gleichen! Holen mir die Spitzbuben Schinken und Brot und zahlen mir's mit einem Zigeunerbuben. Ist denn das auch noch erhört worden! Was soll ich denn anfangen mit dem schwarzen Schlingel? Der einzige Schinken, auf den ich mich so freute, fort — gestohlen! Hätten sie doch lieber die Kartoffeln aus dem Keller gestohlen! Aber den Schinken! —“

War es ihm auch zu verübeln, daß er böse war? Gewiß nicht. Und so meinte er auch volles Recht dazu zu haben und übte dieses Recht aus. In heftigster Erregung ging er im Zimmer auf und ab, sah einmal nach seiner Frau, die noch immer bei ihren Kindern am Bette stand, das anderemal nach dem offenen Schrank, — bald auf die alte verblüffte Großmutter, bald nach dem kleinen Fremdling, der still und ruhig, ohne sich zu rühren und zu muckeln und ohne sich auch zu fürchten, auf dem großen Eichentische saß. Nur hie und da wandte er sein Auge von einem Gegenstand zum andern, während der Waldhüter wie rasend auf und ab schritt.

„Na, na, na! Das wäre mir das Rechte! Schinken und Brot stehlen und einem den Buben ins Haus werfen, ist das auch erlaubt? Und noch dazu in der heiligen Nacht! Da haben wir jetzt das rechte Christkindel, — da haben wir's. Sieh, Amy, da hast du jetzt etwas — Himmel, thu' dich auf! Da nimm dir 'raus! Was willst du mehr?“

So in seiner Aufgeregtheit und zornigen, bitteren Stimmung griff er zur spöttischen ironischen Ausdruckweise, wie man es öfters bei Leuten, die im höchsten Unmuth sind, hören kann.

„Meinen denn die Galgenvögel, wir hätten

nicht Kinder genug?“ fuhr er dann fort. „Was soll ich denn anfangen mit dem krausköpfigen Massic da? Weiß so nicht, wo ich das Brot für meine eigenen Kinder hernehmen soll, jetzt bringen sie mir noch den kleinen Zigeunerbuben ins Haus. Nein, ich möchte bersten vor Wut. Wettern möcht' ich wie ein Fuhrknecht! — — Aber halt, was ärgere ich mich? Amy, nimm den kleinen Galgenstrick und seh' ihn vor die Thüre, — was geht er uns an!“

Da aber fing die Mutter an, die nur froh war, daß sie ihr Friederle und Eventätherle in Sicherheit wußte.

„Cyriak!“ sagte sie ernst, „Cyriak, was fährt in dich? Bersündige dich doch nicht in der heiligen Nacht mit deinen gotteslästerlichen Flüchen!“

„Was? Jetzt soll ich auch noch nicht einmal böse sein! Jetzt pappelst du mir auch noch so, Amy!“ rief er und stellte sich vor seine Frau hin, indem er beide Arme in die Seiten stemmte. „Was glaubst du? Muß ich nicht Tag und Nacht mich schinden und plagen, Hiß' und Frost, Regen und Schnee ertragen, um euch Grundbeeren und Brot zu schaffen? Lauf' ich nicht wie närrisch im Walde herum und gönne mir nicht einmal die Nachtruß', nur um mein Amt gut zu verwalten, damit ihr nicht Hunger leidet?“

„Ja, ja, du schindest dich und plagst dich für uns, — aber mit Flüchen und Schelten machst du's nicht besser!“ entgegnete Frau Amy.

„Aber meint denn das vermaledeite Diebspack, das Heidenvolk, sie dürsten mir diesen Balg da hereinwerfen, damit ich mich auch noch für den kleinen Freßack plage! Himmel, thu' dich auf — —“ das war jedesmal der heftigste Fluch des Waldhüters, und mit demselben ergriff er seine neue Fuchspelzklappe, riß sie sich vom Kopfe, und — „Himmel, thu' dich auf, ich werf' den Balg, den Heidenbuben hinaus, so wahr — — so wahr — —“ damit warf er dem kleinen Fremdling einen grimmigen Blick zu und schleuderte dann seine Kappe mit solcher Gewalt auf den Boden, daß der Staub auffuhr. Den fremden Buben rührte er aber nicht an.

„Du thust doch recht unverständlich, Cyriak!“ nahm jetzt seine Frau wieder das Wort, indem sie sich bückte und die Mütze vom Boden hob. „Als koste die Kappe kein Geld, wirfst du sie auf den Boden. Du bist recht unverständlich!“

„Aber du bist verständig! Nun so sage, was willst du denn mit dem Kerlchen da anfangen? Sag', wenn du's weißt!“

„Wenn ich's sagen soll, nun, und wenn ich's

gewiß wußte, daß der Bube kein Wechselbalg, sondern ein armes Zigeunerkind wäre — so — —“

„Nun, das siehst du doch, daß ihm der Zigeuner aus jedem Zuge guckt. Was willst du aber sagen, Amy, was willst du thun?“

„Sieh, Cyriak, das arme Kind kann ja nichts dafür! Und so wollt' ich's gern im Hause behalten, wenn sich sein Vater nicht findet. Wo fünf essen, kann das sechste auch miteffen. Vielleicht ist's auch nur verloren 'gangen und wird bald wieder abgeholt.“

„Was du nicht sagst! — Verloren 'gangen! freilich — Kinder gehn bei solchem Lumpenpack gar leicht verloren. Aber so seid ihr Weiber! O ich möchte sie da haben, diese Raben von Eltern, ich möchte sie unter meinen Fingern haben!“

Der Waldhüter machte eine gewaltige Faust, seine Frau aber fuhr fort:

„Da, es sind rechte Rabeneltern, da hast du Recht. Das arme Würmlein! Siehe doch! Cyriak! es ist eigentlich doch ein recht sauberes Kind, ein recht nettes Bübchen und hat ein paar Augen wie die vollsten Kirschchen. Es ahnt wohl gar nicht, was mit ihm vorgegangen ist. Du armes Kind — du armes Bubele!“

Das Kind, das etwa zwei Jahre alt sein mochte, saß noch immer so still und ruhig auf dem Tische wie anfangs und sah mit gar klugen funkelnden Augen im Zimmer umher. Als aber die Mutter sich ihm freundlich näherte und es mitleidig anschaute, da nahm es die Hand vom Munde und streckte sie derselben entgegen und lachte ihr recht herzlich in die Augen. „Mütterle! Mütterle!“ war sein erster Laut. — Auch der Waldhüter sah es, und sein Unmut schmolz zu seinem größten Schrecken immer mehr vor der Unschuld des Kindes. Er schaute es nur scheu an, schwieg jetzt oder sagte nur hie und da:

„Das giebt eine saubere Geschichte! Aber du lieber Gott, warum muß es denn gerade zu mir, dem armen Waldhüter, kommen! 's giebt Leute genug draußen in der Pfalz, die mit leichter Mühe den kleinen Gefellen behalten könnten! Warum trifft denn gerade mich das Glück! Wahrlich, an diese Weihnachten werd' ich mein Lebtag zu denken haben!“

„Wer weiß, warum es gerade zu uns geschickt ist,“ fiel die gute Mutter ein. „Behalten wir das Kind, Cyriak!“

Er redete nichts, sondern ging mit sorgenvollem Antlitz auf und ab.

„Behalten wir das Kind!“ sagte die Mutter noch einmal, und er antwortete:

„Lieber Gott, was werden die Leute sagen! Ich gebe zu, daß wir das arme Würmlein nicht vor die Thüre werfen können. Aber — — — O diese Rabenmutter! Ich komm' immer wieder außer mir, wenn ich dran denke. Stehlen die mir Schinken und Brot in der heiligen Nacht und bezahlen mir's mit einem Buben! denk dir Amy, in der heiligen Nacht!“

„Nun, du hast mir ja gesagt, wie inbrünstig du in der Christmette gebetet hast um einen Engel, der deine Kinder und dein Haus bewache.“

Cyriak stand überrascht — er hatte gar nicht mehr daran gedacht. „Aber,“ fing er jetzt ganz kleinlaut an, „das ist doch wahrlich kein Engel!“

„Wer weiß es!“ erwiderte Frau Amy. „Wer weiß es! Gottes Engel kommen unter gar mancherlei Gestalt. Wer weiß, was Gott damit will, daß er uns den kleinen Schelm da in der Christnacht ins Haus schickt!“

Der Waldhüter sah seine Frau wieder eine zeitlang an, schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein, Amy, nein! Du bist wohl ein gutes, frommes Weib, aber du gehst in deinem Glauben doch zu weit. Das wahrlich könnt' ich nicht sagen, daß es eine angenehme Bescherung wäre. Wir haben genug an unsern eigenen Kindern, und es wird manche harte Nuß zu beißen geben, bis wir die groß gezogen haben werden. Nein, nein Amy, du bist zu gut, allzu gut!“

Und dabei hob er den Zeigefinger in die Höhe, um seine liebevolle Warnung zu bekräftigen. Aber sein Weib merkte, wie weit es schon mit ihm gekommen war, und sagte:

„Sieh, Cyriak, du sagst selbst, Gott wird dir keine unangenehme Weihnachtsbescherung geben. Wenn er dir nun dies Kind ins Haus geschickt hat, so hat er's wohl auch so gemeint, wenn wir's jetzt auch noch nicht einsehen, zu was es gut ist. Wie der Heiland in dieser Nacht geboren ward, da haben auch gar wenige gewußt, was das Kind alles Große richten wird in der Welt. Hat uns Gott heute diesen kleinen Kerl geschickt, nun dann wird er wohl gewußt haben warum!“

„Aber Amy, Weib, was bringst du für Vergleiche daher!“ rief abwehrend der Waldhüter. „Du wirst doch nicht glauben, was du da sagst! das Zigeunervolk, das Heidenpack, hat uns den Buben auf den Hals geladen, — der liebe Herrgott schickt armen Leuten nicht noch Heidenkinder ins Haus! Was denkst du denn, daß du so redest!“ Und dabei warf der ehrliche Cyriak den Arm aus, indem

er noch hinzusetzte: „Es ist doch merkwürdig mit den Weibern!“

Frau Amy war etwas aus der Fassung gebracht. Es trat eine Pause ein. Das Kind auf dem Tische reckte wieder seine Händchen aus und da rief mit einmal die Frau:

„Cyriak, 's ist doch so, wie ich gesagt hab'. Da sieh, sieh nur, was das Kind in seinen Händchen hält! Wahrhaftig, das Bild unsers Herrgotts, sieh nur!“

Der Vater schaute hin, wirklich hielt der kleine Heidenbube ein kleines geschnitztes Bild des gekreuzigten Heilands in der Hand. Es war gerade keine sehr künstlerische Arbeit, sondern eben nur eines der gewöhnlichen Kreuzfige, die sonderbarer Weise von den „Heiden“ genannten Zigeunerfamilien hinten im Gebirg geschnitzt und an die katholischen Bewohner des Gossersweiler Thals und der Pfalz draußen verkauft werden. Dem guten Cyriak kam das unerwartet; er dachte wohl an die Legende vom heiligen Christoffel, der auch als Heide, freilich als ein großer, starker, den Heiland der Welt trug und dann ein so frommer Christ ward. Als er das nun bedacht hatte, da das Knäblein ihm jetzt auch das Bild entgegenhielt — als er dann noch dazu rechnete, wie er sich in der Christmette von Gott einen Engel erbeten, sowie daß man das arme Heidenkind doch nicht zu Grunde gehen lassen könne, da schwanden seine letzten Bedenken, und er sprach:

„Behalten wir ihn denn, wenn sich niemand anders für ihn meldet — weil's so fein soll. Er ist vielleicht doch von unserm Herrgott — nun ja, Amy, du könntest vielleicht doch recht haben! Er soll uns ein Herrgottsbus' sein, wenn du willst, und Christoph, oder wie wir sagen, „Stoffel“ soll er heißen. Mag es denn sein! — aber den Schinken, den frischen Weihnachtsschinken, den ich mir beim Metzger in Münster gekauft habe und auf den ich mich so freute, den hätten sie uns lassen sollen, die — die Spitzbuben, die!“ —

Wenn wir nach zehn oder zwölf Jahren den geneigten Leser wieder einen Blick in das Haus des Waldhüters Cyriak zu Mönchweiler, dem kleinen Dörflein im Wasgaugebirge hinter Klängenmünster, werfen lassen, so wird er erstaunt sein über die Vermehrung der Familie des braven Cyriak. Die Kinder gedeihen in der schönen Pfalz, im Westrich auch, besonders bei den armen Leuten. Nach dem kleinen Findling kamen noch fünf kleine Geschwister, Knaben und Mädchen, — das Friederle und das Evenkättherle waren schon vorher da, und so saßen täglich ihrer elf mit gutem Appetit gesegnete Teilnehmer

am Mittagmahl des Waldhüters Cyriak. Das war ein reichlicher Gottesseggen.

Um ein Glied war jedoch die Familie erst vor wenigen Wochen vermindert worden. Die alte Großmutter war gestorben, sie kam auf den Kirchhof unter die grünen Linden zu Silz, das weiter hinten im Thal liegt. Dort ruhte sie aus von ihrem langen Leben, und manchmal, des Sonntags beim Kirchgang, blieb der Cyriak mit seinen Kindern an dem kleinen Hügel stehen und betete ein Vaterunser für die Hingeshiedene. Die Kleinen aber sprachen noch gar oft von der Großmutter, die ihnen wundersame Geschichten und eine ganze Reihe von Reimlein herfagen konnte — mehr vermochte sie aber auch nicht, denn sie war zu aller Arbeit zu schwach geworden. Ihre Märlein und Geschichten blieben in der Familie erhalten, das Zigeunerstoffele wußte sie alle auswendig und erzählte sie den kleineren bei jeder schicklichen Gelegenheit.

Der kleine Zigeunerbube war überhaupt ein merkwürdiges Kind. Sein rundes, braunes Gesichtlein, seine funkelnden schwarzen, lebhaft rollenden Augen, sein munteres bewegliches Wesen und Treiben sahen sich höchst anmutig und possierlich an. Das Bübchen schien zu fühlen, daß es dem Waldhüter und seiner Frau zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet war — es that alles, was es denselben an den Augen absehen konnte. Ging man zum Essen, so blieb das Kind still in der Ecke stehen, wenn die anderen Kinder sich setzten, bis der Vater sagte:

„Stoffele, komm', setz' dich und isz dich satt!“

Es wollte immer warten, bis alle anderen satt seien, und aß es dann, so leuchtete ihm die Dankbarkeit aus den Augen. Es schien sich eben nur als geduldet in der Familie anzusehen, und es war in der That rührend, sein Wesen dabei zu beobachten. Vater und Mutter behandelten es dagegen wie eins ihrer eigenen Kinder, ja bewiesen dem armen braunen Tröpfchen viel mehr Schonung und Rücksicht, als ihren anderen Kindern, denn das vater- und mutterlose Kind dauerte sie von Herzen, und sie wollten ihm weder seine Abkunft noch seine Verlassenheit entgelten lassen. Von Unarten hatte das Kind wenige an sich, und sie entsprangen meistens nur aus seinem Dankgeföhle. So zeigte sich seine Zigeuner-Natur darin, daß es sogleich die Kirschbäume auf fremdem Boden erstieg, wenn eines der Kinder nach Kirschchen verlangte, oder es brachte Eier, Äpfel und Zwetschen nach Hause mit leuchtenden Augen. Daher ward es von dem Vater einige Male empfindlich bestraft, und es fühlte zum erstenmale, wie wehe Schläge thaten. Von nun an übernahm

es gar oft die Schuld und Strafe für das Friederle und Ewenkättherle, und als die Kinder endlich bekannten und der Vater das braune Bübchen befragte, warum es die Schläge aushalte, meinte es, „sie thäten dem Ewenkättherle gar zu wehe!“

In der Schule lernte es vortrefflich. Es wurde seinen Mitschülern nicht böse, wenn sie es Zigeunerle, Heidenhub' schmähten. Nur um des Friederle willen fing es wohl auch Händel an. Erst in späteren Jahren fühlte es das Schimpfliche seiner Abstammung in den Augen der Menschen. Nach und nach hatte es seine Unarten unter der strengen Zucht abgelegt, verwendete all seinen Wiß auf nützliche Thätigkeit im Hause, und als das zehnte Glied der Familie war es bald ein liebes unentbehrliches Glied.

Zehn Leute essen täglich etwas schönes zusammen, das merkte der brave Cyriak wohl. Es ging ihm oft genug die Not an den Kragen, dennoch hatte er es noch nicht erleben müssen, daß sich seine Kinder hungrig ins Bett legten und, auf dem Lager sich wälzend, um Brot schrieten, wie droben in dem armen Gebirgslande schon damals solche Klagetöne aus den Hütten dringen mochten. Der Cyriak hatte mehrere Hausmittel, mit knapper Not bei allem kargen Verdienst dennoch auszukommen. Das erste war sein Vertrauen auf Gott und auf die eigene Kraft; beides verließ ihn nie, in keiner Drangsal. Dann hatte er tüchtige Manneskraft, so daß er auch etwas mehr thun konnte, als ein anderer jener abgeschwächten Gebirgsleute. Neben seinem Dienste im Walde fand er hier und da noch Zeit, seine paar Kartoffeläcker zu bebauen; seine älteren Kinder halfen da wacker mit, denn sie lernten früh arbeiten. Dann hatte ja der Cyriak sein braves Weib, die Amy — das war ein großer, ja wohl der größte Schatz für ihn; denn ein frommes Weib in jeglicher Not neben sich ausharren und nach allen Kräften das Haus erhalten zu sehen, das ist ein Trost und eine Ermunterung ohne gleichen auf dem harten Lebenswege, am meisten aber in der niederen Hütte der Armut, wo der edle, herrliche Teil des Weibes so leicht untergehen kann. Frau Amy war ein vortreffliches Weib, eine vortreffliche Mutter; sie verdiente es, wie keine andere, brave Kinder zu haben, und sie hatte sie auch. — Genügsamkeit war auch ein Hauptmittel im Hause gegen übergroße Not. Die Kinder waren ohnedies gewöhnt, sich an geringem und wenigem satt zu essen, wollten auch nie mehr als eben satt sein und wenn sie nur halb satt waren, so schliefen sie um so besser. Sie legten sich dann zu Bette. Morgens Kartoffeln in der Suppe, mittags Kartoffeln geschneit und abends Kartoffeln

gesotten bildeten das tägliche Gericht, und es schmeckte jedesmal vortrefflich.

Was nun den Waldhüter selber betraf, so hatte er sich das Rauchen schon lange abgewöhnt und Branntwein trank er gar keinen mehr; denn er meinte, für den Durst sei das Wasser eine vortreffliche Arznei. Das konnten die übrigen Bauern im Westrich nicht begreifen, und sie zuckten die Achseln über den Cyriak, wenn sie des Sonntags beisammen saßen, ihren Höllenknaister schmauchten und dem Schnapsgläslein zusprachen. Und wenn ihn einer darüber befragte, sagte er wohl auch:

„Ja, wie ich ledig war, hat mir das Pfeifchen auch geschmeckt, aber jetzt mag ich keinen Kreuzer mehr in Rauch aufgehen lassen, weil es nicht nötig ist und weil sich's nicht leidet, wenn man ein Haus voll Kinder hat. Den Schnaps hab' ich nie gemocht; Wasser schmeckt mir besser, es ist auch wohlfeiler, der liebe Gott giebt's umsonst. Kann man sparen, geht's einem nicht so gar schlecht!“

„Nun, da hätte ich doch lieber den Zigeunerbuben aus dem Haus geworfen,“ meinte der rote Hannjob einmal. „Es geht dir freilich nicht schlecht, Cyriak, du bist Waldhüter, kannst also leicht fremde Kinder ins Haus nehmen, denn ich weiß wohl, daß da mancher Thaler springt, wenn einer der reichen Bauern draußen ins Holz fährt, um etwas mehr aufzuladen zu dürfen, als man ersteigert hat. Und die Münsterer sind auch nicht geizig mit ihrem Wein, da wird dir das Schoppenglas aus jedem Fenster gereicht, wenn du hinaus kommst, he!“

Das hatte der Hannjob mit höhnisch pfeifiger Miene gesagt und der Cyriak verstand ihn. Er sah ihn mit dem Blick der Verachtung an, den die Redlichkeit bei schlechter Nachrede jedem Ehrlichen verleihet. Aber er mußte doch auch etwas dazu sagen, und so erwiderte er:

„Wenn ich ein lediger Bursche wär', würd' ich dir für diese Rede etwas hinausgeben mit der da!“ Der Cyriak wies seine starke, knochige Rechte flach hin und fuhr dann fort: „Aber es ist nicht der Mühe wert, da du recht gut weißt, daß du gelogen hast. Wenn mir der Herr Revierförster oder der Herr Schulmeister oder der oder jener Bürgermann von Münster einen Schoppen Wein einschenken läßt, so thun sie's, weil sie wissen, wie gut das einem armen Mann thut, der's ganze Jahr keinen Kreuzer unnötig ausgeben darf. Ich nehm's auch mit Dank an, und Gott vergelt's den guten Leuten. Einer, der was schlechtes im Sinne hat, bietet mir's schon gar nicht an, denn man kennt mich draußen in Münster als einen braven, ehrlichen Kerl, der sich

nicht abfüttern und vollmachen läßt, damit dann ein Auge zugebrückt wird, wenn sie in den Wald fahren, Holz zu holen. Ich bin keiner von denen, Hannjob, das weißt du und die ganze Welt; ich bin nicht, wie du vielleicht auch sein würdest, wenn — du wirst wissen, was ich sagen will und wirst mich hoffentlich jetzt in Ruhe lassen, sonst fliegen dir einmal da meine braunen „Doben“*) um die Augen.“

Das war so hingefagt und der Hannjob schwieg und kratzte sich in seinen roten Haaren; der Cyriak ging aber heim zu seiner Amy und seinen Kindern, und bei Tische sagte er bloß so für sich hin:

„Was der gesagt hat, denken vielleicht viele. Aber da soll doch —“

„Nun aber, Cyriak, ist das dein Tischgebet?“ unterbrach ihn die Mutter. „Was hast du denn?“

„Om, du weißt ja, jeder hat seine Reider!“ erwiderte er; „’s giebt halt Leute, die mir den Waldhüterdienst nicht gönnen!“

„Ach, so laß sie reden, die falschen Zungen!“ sagte Frau Amy und gab ihm die schönsten Kartoffelschnitze. Still wurde fortgegessen und allen schmeckte es.

Die warme Mittagssonne schien hell in das weiß angestrichene niedrige Wohnzimmer. In der getäfelten Ecke hing noch jenes Kreuzifix, das der kleine Heidenbube mitgebracht hatte, und als man fertig war mit Essen, standen alle auf, und der Herrgottsbube schlug die Augen nach dem Bilde des Erlösers auf und sprach das Dankgebet. Vater und Mutter und die Kinder alle beteten leise mit. Darauf wandte sich das Zigeunerstoffele um, griff schnell wieder nach seinem Messer und einem Stückchen Birkenholz und sagte:

„Ich will heute noch ein halbes Duzend hölzerne Kochlöffel fertig machen. Morgen gehn wir dann nach Münster und verkaufen, was wir haben. Das giebt diesmal viel Geld, nicht wahr, Friederle und Evenkättherle?“

Die beiden Kinder nickten bejahend zu, und das Friederle sagte:

„Du wirst die Löffel nicht ganz mehr fertig bringen, denn du hast mir an meinem Duzend Holzschuhe und dem Evenkättherle an ihren Besen geholfen und mußt recht müde sein.“

„Ja ruh’ aus, Stoffele!“ sagte das Evenkättherle, „du hast genug gethan!“

„Nein, nein, die Löffel müssen noch fertig werden; die Frau Schulmeisterin, die Frau Bürgermeisterin, dem Herrn Pfarrer seine Köchin und die

Leute in den Mühlen hatten schon vorgestern kaufen wollen, wenn ich noch welche bei mir gehabt hätte.“

Und der Bube schnitzte mit überraschender Gewandtheit drauf los. Vater und Mutter lachten über den Eifer des schwarzen Stoffele, und der Cyriak sagte zu seiner Frau:

„Hab’ mein Lebtag nicht geglaubt, daß ein Zigeunerkind so gut geraten könne, wie das Stoffele. Sieh’ nur, wie er Eifer hat, uns unsere Last zu erleichtern; wie die schwarzen Augen funkeln und die braunen Hände sich rühren. Er ist wahrhaftig wie ein Hausgeistchen; allen hilft er bei jeglicher Arbeit, und nebenher verdient er durch seine Schnitzerei dreimal soviel, als er kostet. Es ist wahrhaftig ein Glück, daß wir ihn haben, besonders seit die Großmutter tot ist. Wie kann er nur den Kindern schön erzählen, wie hängen sie nur an ihm! Und sieh’, hab’ ihm kaum gezeigt, wie man Löffel schnitzt, kann er’s schon besser als ich selber. Gieb acht, Amy, aus dem wird noch etwas und er lernt auch noch solche „Herrgöttchen“ schnitzen, wie das da oben in der Ecke, das er mitgebracht hat.“

„Ja,“ sagte Frau Amy, „’s ist ein grausam gescheiter Bube! Wenn wir es machen könnten, so wollt’ ich sagen, wir wollen das Stoffele zu dem Pfarrer von Schwanheim dahinten thun, der in seiner freien Zeit so schöne Bilder in Stein haut. Unser Herrgottsbube könnt’ Bildhauer werden und Grabsteine meißeln — das wär’ was!“

„Nein, nein,“ sagte der Vater. „Ich denk, wir behalten die Kinder beisammen; das Stoffele soll bei uns im Hause bleiben. Aber es soll sich nicht überarbeiten, heut’ soll es Ruhe haben; ich nehm’ die Kinder alle mit mir in den Wald, da weiß ich einen Platz voll der schönsten Heidelbeeren.“ Und sich zu den Kindern wendend, sagte er: „Also Stoffele, laß jetzt das Geschnitzel, Friederle, Evenkättherle, Hannsel, Bergsimmerle, Bärbele, nehm’ Teller und Häfchen und geht mit mir in den Heidelbeerenwald. Da könnt’ ihr Heidelbeeren essen, soviel ihr wollt, und könnt’ der Mutter und dem kleinen Amyle und dem Zäcke in der Wiege dorten noch viele mitbringen.“

Und die Kinder sprangen nach allen Häfen und Töpfen im Hause, nahmen auch das Gießblech mit, banden sich die Geschirre fest an den Leib, wie es die Kinder in meiner Heimatgegend thun, wenn sie in den Heidelbeerenwald gehen. Und dann hüpfen die kleinen Barfüße neben dem Vater her, der, auf seinen Spießstock gestützt, den Bergpfad hinaufstieg. Es ging dem hohen Treitelberg zu, wo der Münsterer Wald mit dem von Mönchweiler zusammengrenzt.

*) Pfoten, hier statt Finger oder Hände.

Dort, wo der Hunnenfels wie ein ungeheurer Turm hoch in die Luft ragt, war ein Plätzchen zwischen den niedrigen Föhren und Eichenhecken von lauter hohen, grünen Heidelbeerstauden, an denen große schwarze Beeren hingen.

„Da bleibt und pflückt!“ sagte der Waldhüter zu seinen Kindern. „Ich will jetzt weiter meinem Dienst nachgehen. Stoffele und Rättherle gebt auf die Kleinen acht, abends hol' ich euch wieder ab.“

Und während der Vater weiter in den Wald hineinging, seines Dienstes zu warten, ließen sich die Kinder jubelnd in den Heidelbeerstauden nieder, aßen und pflückten in die Geschirre, soviel sie nur wollten. Es war ein gar schöner, herrlicher Sommertag, und blau und warm lag die milde Luft der Rheinlande über dem Gebirge. Außer den Kindern des Waldhüters waren noch viele andere im ‚Heidelbeerenwalde‘, besonders viele von Münster, das draußen am Fuße des Berges liegt. Die westlichen und südlichen Halden des Treitelberges, der ganze Rözegelgrund bis hinüber zu den weißen Felsen hall-

ten wider von den Kinderliedern der Buben und Mädchen im Heidelbeerenwalde, und übers tiefe Thal herüber von den dunkeln jenseitigen Bergen, von der „hohen Tann“ und dem Abtstopf, aus dem Rehrteich und von der „finstern Buch“ her, schollen fern und ferner die Lieder und Rufe der kleinen Heidelbeerfucher und verhallten an den Bergwänden und in den Waldschluchten langsam und leise verschwebend. Dazwischen brausten und rauschten die Mühlen im Thal bald leiser, bald stärker, je nachdem der Wind ging; hie und da klang die Art eines

Holz holenden Burschen aus dem Walde drein. Im „Rözegel“ rief der Kuckuck hundertfältig seinen Ruf, und die Schwarzamsel in den kleinen Buchen sang so schön und herrlich den andern Waldbögeln vor, daß diese all' sich bestrebten, es ihr und den singenden Kindern gleich zu thun. —

Mit welchem Vergnügen erinnere ich mich an die seligen Tage meines Kinderlebens, wo wir mit Eichhörnchen und Rotkehlchen um die Wette fröhlich waren unter den grünen Waldbäumen beim Beeren sammeln!

Die Kleinen hatten sich bald satt gegessen an den Heidelbeeren und saßen schon müde und mit blau gefärbten Lippen und Händen mitten unter den grünen Stauden. Friederle und Ewenkättherle pflückten noch emsig drauf los, aber das braune Stoffele hatte schon mehr gepflückt, als sie beide zusammen. Nun waren alle Töpfe voll, auch das Gießblech, aber der Vater war noch nicht da. Weiter hinten im Gebirge am Lindelbrunner Schloß und den Felsen von Schwannheim stieg schon der Abendrauch der Dörfer des Goffersweiler Thales auf, und die

Sonne warf fast wagerechte Strahlen auf die Bergalden herüber; aus den Münsterer Wäldern hallte schon überall das Kinderlied, mit dem die Kleinen aus dem Heidelbeerenwald heimziehen. Es ist immer das Zeichen zum Ausbruch, und wird es von einer „Trupp“ angestimmt, so hallt es bald durch Wald und Thal, von allen andern nachgesungen. Es heißt im Dialekt:

„Seeme zu, die Zeit esch do,
Der Heilbeerenwald esch grü' unn blo,
Weiß voll Stäb,* Grü' voll Läß,
Blo, blo, blo voll Heilbeere!“

*) Stäb und Läß — Staub und Laub.



Von allen Seiten, von der Kuppe des Treitelberges und jener des Abtskopfes hallte dieses Liedchen schon; Stoffele aber hatte sich zu den kleinen Kindern des Waldhüters gesetzt, das Bärbele legte müde sein Köpfchen auf dessen Knie, das Bergsimmerle lehnte sich an seinen Arm, das Hansel saß ruhig daneben und aß immer noch Heidelbeeren aus dem Siebblech, Friederle und Ewenkätzerle setzten sich auch müde nieder, und so erwartete man den Vater. Das Stoffele aber fing an zu erzählen, zu sagen und zu singen, und während die ganze Luft erfüllt war von dem Jubel der heimziehenden Kinder und der lustigen Waldvögelein, ertönten droben zwischen dem Gebüsch am Hunnenfels die Reime:

„Dort oben im Himmel
Singen Englein so fein,
Singen auf und singen ab und
Schlagen Trillerle drein!“

Die Kinder sangen es dem Stoffele leise nach, während von der westlichen Seite des Treitelberges herab mehrere Münsterer Buben stiegen mit gefüllten Häfen und Töpfen. Als die das leise, singende Geflüster in den Hecken hörten, schlichen sie sich näher hin.

„Es sind Mönchberer^{*)}, guck, das Zigeunerstoffele und dem Cyriak seine Kinder!“ flüsterte einer dem andern zu. Denn das Zigeunerstoffele war bekannt in Münster, da es oft genug hinausgekommen war, Holzschuhe, Besen und hölzerne Löffel anzubieten. Dem Zigeunerstoffele thaten selbst die bösen Buben nichts zu leide, und die, welche dorten hinter den Hecken lauschten, waren keine von den schlimmsten. Sie lauschten nur, und das Zigeunerstoffele erzählte eben die Geschichte von selbigem fremden Manne, der einmal draußen in den Weinbergen von Münster den Kindern begegnete, die das Christkindelgeschenk über Feld trugen. Eben sprach er die Reime:

„Wer bist du, armer Mann? —
Der Himmel ist mein Hut,
Die Erde ist mein Schuh,
Das heilige Kreuz ist mein Schwert,
Wer mich sieht, der hat mich lieb und wert!“

Die horchenden Buben schauderte es ordentlich, so ernst und feierlich erzählte und sang das Stoffele. Dieser wiederholte die Verse — da fiel der Schatten eines Mannes über die Hecken. Die lauschenden Buben sahen auf und stoben mit einem Angstgeschrei die Berghalde hinab. Da schauten auch die Kinder des Waldhüters, so unvermutet in ihrer traulichsten Stimmung unterbrochen, auf, und über die Hecken beugte sich ein braunes Gesicht mit einem mächtigen

^{*)} Mönchberer — Mönchweiferer.

breiträndigen Hut und sah starr nach dem Zigeunerstoffele, das einen Augenblick lang meinte, der Mann im Märchen stehe hinter ihnen. Die Kinder schrien laut auf; nur Stoffele behielt die Fassung, stand auf und sah dem fremden Manne furchtlos ins Gesicht. Der fragte jetzt rasch, aber nicht streng:

„Wer bist du? Wie heißt du?“

„Ich heiße Christoph, Vater und Mutter heißen mich aber „Herrgottsbub“, und die Leute nennen mich „Zigeunerstoffele!“ sagte der Bube furchtlos.

„Halten sie dich gut? Bist du zufrieden?“ war die zweite rasche Frage.

„O freilich! Vater und Mutter sind gar gut gegen mich!“

Der Fremde machte eine zufriedene Miene und sagte dann nur noch:

„Hier, nimm!“

Dabei warf er ein Stück Geld so über die Hecken, daß es von Stoffele leicht aufgefangen werden konnte. Dann verschwand er wieder hinter dem nächsten Gebüsch, ohne daß die Kinder weiter sehen konnten, wohin er sich wandte. Das alles geschah so plötzlich und überraschend, daß es den Kindern wie ein Märchen vorkam. Stoffele aber hielt ein goldglänzendes Stück Geld in der Hand, wie er noch nie eines gesehen hatte. Die Kinder betrachteten es alle mit ehrerbietigem Staunen und hatten ihre große Freude an dem funkelnden Glanze, da grade die sinkende Sonne ihre Strahlen darauf warf.

„Was habt ihr denn da?“ fragte jetzt wieder eine Stimme, die ihnen wohl bekannt war, aber sie erschrafen doch so sehr, daß sie auseinander fuhren.

„Nun, was giebt's denn, was erschreckt ihr denn so? Was hat denn das Stoffele in der Hand?“ fragte der Waldhüter Cyriak, denn er war es, der jetzt in den Kreis der Kinder trat. Stoffele gab dem Vater das Geldstück, und dieser rief voll Staunen aus:

„Wahrhaftiger Gott, eine Karolin! Elf ganze Gulden an einem Stück! Stoffele, wo hast du das Geld her?“

Da erzählte der Bube die Erscheinung des fremden Mannes, und der Vater wurde nachdenklich. Wer mochte es gewesen sein? Er fragte nach seinem Aussehen, aber die Kinder konnten ihm nicht mehr sagen, als daß er einen breitkrämpigen Hut und ein braunes Gesicht mit schwarzem Bart gehabt habe. Der Vater hatte keine Ahnung, wer es gewesen sein mochte; zuletzt kam er auf den Gedanken, es könne irgend ein reicher Amerikaner gewesen sein, der, nach Münster in seine Heimat zurückgekehrt, auf seinem Spaziergange Gefallen an den Kindern gefunden

haben mochte. Kamen doch öfters nach Klingenmünster solche zurückgekehrte Amerikaner, und erhielten wieder Besuch von anderen. Und dann besuchten auch oft andere fremde reiche Leute die Gegend wegen ihrer Schönheit. Aber vielleicht — wir dürfen nicht verhehlen, daß der ehrliche Cyriak daran dachte — vielleicht war es wirklich kein irdischer Mensch, und — und — der Atem stockte dem Cyriak bei diesem Gedanken — es war vielleicht der wilde Jäger, der ja im Rögelgrund und am Hunnenselsen wie es hieß schon oft gesehen worden war. Er betrachtete das Geld; es war ein gewöhnliches Goldstück. Er hatte auch an einen Engel Gottes gedacht. Dann jedoch nahm der Waldhüter lieber einen natürlichen Vorgang an, obgleich er sich nicht denken konnte und noch nie gehört hatte, daß auch ganz reiche Leute solche werthe Geschenke an arme Kinder gegeben. „Zulezt“, dachte er, „ist doch das beste an der Sache, daß der Bube die Karolin hat; er kann sich damit ganz neu kleiden; was soll ich mich noch darüber aufhalten, wer der Fremde war!“ Zu den Kindern aber sagte er:

„Feierabend, liebe Kinder! Kommt jetzt mit heim! die Sonne ist schon hinter dem Schwanselsen hinab, es wird Abend. Bald wird die Betglocke läuten in den Thälern, und die Münsterer Buben sind schon alle heim. Hört ihr, wie ihr Lied nur noch ferne herüberhallt! — Du aber, Stoffele, sollst die Karolin zu neuen Kleidern verwenden und wollen wir Gott danken, daß er uns wie durch ein Wunder soviel Geld auf ein einzigesmal geschenkt hat!“

Die Kinder schritten fröhlich und vergnügt mit ihren Heidelbeeren den Bergpfad hinab dem Dörflein zu, das in weichenblauen Abendrauch gehüllt unten im Wiesenthale lag, während es auf den Bergen ringsum still geworden war. Nur die obere Halbe des Treitelberges mit seiner Felsenkuppe glühte noch in rosigem Abendlichte, und drüben an den weißen Felsen im Münsterer Walde war es noch hell und sonnenlicht — sonst hatten sich schon die Abendshatten auf Wald und Wiesenthal gelegt, und alle die kleinen Dörfer des Gofferzweilerer Thales lagen friedlich in der Tiefe. Tubelnd gelangten Vater und Kinder daheim an, und die Mutter freute und verwunderte sich mit über das wertvolle auf so wunderbare Weise erhaltene Geschenk. Selbst das kleine zweijährige Amyle und das Fäckelein in der Wiege lachten und lallten mit und aßen in fröhlicher Lust ihre Heidelbeeren, so daß jener Sommerabend ein rechter Feierabend im Hause des Waldhüters Cyriak war.

„Wie meinst, Cyriak? Wer könnte der Mann

gewesen sein?“ fragte die Mutter mit freudestrahlendem Gesichte und dann mit geheimnisvoller Miene. „Könnte es nicht der Vater unseres Stoffele gewesen sein oder sonst ein Verwandter aus dem Heidenvolk?“

„Was du nicht sagst, Amy! daran hätte ich wirklich nicht gedacht!“ fiel der Vater ein, indem er einen Augenblick lang geneigt schien, selber daran zu glauben. Aber bald verwandelte sich seine gläubige Miene in eine ungläubige, und er fuhr in einem anderen Tone fort: „Was du nicht sagst, Amy, glaub' doch so was nicht! Wie kommst du denn auf den Gedanken, daß ein Zigeuner solche Münze zu verschenken habe. Ja, Schinken und Brot stehlen und einem Buben dafür ins Haus setzen, das können die Schufte; aber eine Karolin fände man nicht bei ihnen, wenn man das ganze Zigeunervolk durchsuchen wollte. Machen wir uns jedoch keine Grillen und unnötigen Sorgen darüber! Leg' die Kinder zu Bette, das Stoffele kann ihnen vorbeten.“

Und bald war es ruhig unter dem Dach des Waldhüters Cyriak und der Friede einer schönen Sommernacht schwebte über Thal und Dorf. Nur ein leises, halb schläfriges Nachtgebet ging noch durch die Stube; die Kinder beteten noch.

Früh beim Aufstehen betete der Herrgottsbube den andern „das Waltgott“ vor, das diese leise mitbeteten. Es kommt gleich nach dem „Vater unser“ und der Bitte um den Morgenseggen, und heißt so:

„Das walt' Gott, der helfen kann!

Mit Gott fang' ich die Arbeit an.

Wo Gott nicht hilft, da kann ich nichts,

Wo Gott nicht gibt, allda gebriecht's!

Das walt' Gott!“

Es ist das ein schönes Gebetlein und in dem Hause des Waldhüters Cyriak schien es seinen Segen auszuüben; denn es kam nie bittere Not in dasselbe, welche in vielen anderen Hütten jener Gebirgsgegend herrschte. Dabei wuchsen die Kinder zusehends auf, blieben gesund und wohl und kein Unglück störte den Frieden der Familie. Die Kleinen gingen in die Schule oder hüteten die Geißeln auf den Bergen; der Vater ging seinem Berufe nach, die Mutter und das Evenkättherle spannen und hielten das Haus in Ordnung, und das Friederle schnitzte Holzschuhe oder hand Besen oder arbeitete später auch mit den anderen Buben des Dorfes in dem Walde. Unser Herrgottsbube jedoch war der Glücklichste von allen; er konnte nicht genug hölzerne Haus- und Küchengeräte schnitzen, Körbchen flechten und dergleichen mehr, da die Leute draußen auf dem „Lande“ nur immer von ihm kaufen wollten, weil er die zierlichsten und festesten Arbeiten lieferte, ja nach und nach selbst die schönsten Kreuzifixe zum Verkaufe trug.

„Das Zigeunerstoffele! das Zigeunerstoffele ist wieder da!“ riefen Kinder und Mutter, wenn des Buben Ruf durch die Dorfgassen erscholl, und Alles beeilte sich, seinen Bedarf zu kaufen. So war er draußen herum, besonders zu Münster, bekannt geworden in fast allen Häusern, und als es gegen den Weinherbst zuing, fragten ihn bald die, bald jene Leute, ob er nicht als „Herbstleser“ bei ihnen zur Weinlese eintreten wollte. Das war ihm ein willkommener Antrag, und als die Tage vor dem Weinherbste herbeikamen und die kleine und große Jugend der Gebirgsvorkschaften hinauszog in die reiche Weinpfalz, um sich in den „Herbst“ zu verdingen, da nahm auch das Stoffele seine Kübel und sein „Sejel“, das Winzermesser, ebenso das Friederle, das Ewenkättherle und Hannsel, denen allen ihr Pflögbrüderlein Plätze besorgt hatte; und die Geschwister wanderten nach Münster und machten dort alle Freuden und Leiden des Weinherbstes mit. Vorher hatte ihnen der Vater noch gesagt: „Seid fleißig und lustig, macht Späße mit, aber keine Unarten! Wer sich im Weinherbst keinen Spaß gefallen lassen will, soll nur gleich daheim bleiben. Vor allen Dingen macht aber eurem Vater Ehre!“ — Und da zogen sie nun in aller Frühe hinaus, froren tüchtig mit den andern, sangen aber auch, als die Sonne kam, lustig die alten Volkslieder mit in den Weinbergen um Klingmünster herum. Freilich hatten sie, wenn auch weniger als andere, von den Witzen der Münsterer zu leiden, die ja so sehr auf die „Westricher Dudelsäck“ herunterschauen und ihren „Uß“ mit ihnen treiben. Aber „es geht ja alles in den Herbst!“ heißt es dann, und damit entschuldigt man auch derbere Späße. — Abends zogen die Kinder mit heim aus den „Wingerten“ singend und johlend in den Flecken hinunter, wo alsdann ein neues Leben begann. Da werden Kastanien gebraten und gekocht, und eines sucht das andere ruhig zu machen, was man scherzweise „die Kästenpfanne holen“ heißt. Auch das Stoffele und Friederle holten auf diese Weise die „Kästenpfanne“, wurden aber nicht böse darüber. Als aber die Kinder mit ihrem Lohn und den Trauben, die jeder mitbekommt, ins Elternhaus zurückkehrten und davon erzählten, daß sie Wein trinken, Trauben, Fleisch und Gemüse essen konnten, so viel sie wollten, daß die Leute so gut gewesen seien und sie für nächstes Jahr wieder bestellt hätten, da erwachten auch in den Alten wieder die Erinnerungen an vergangene Zeiten, wo sie auch im Weinherbst zu Münster waren. Die kleinsten Kinder aber erfreuten sich an den süßen Trauben, von denen ein Teil für das Christkindel aufbewahrt wurde.

Jene Weihnachten brachten eine neue Unterbrechung in das stille Zusammenleben. Das Stoffele hatte in seinen Ruhestunden an den Adventabenden einen großen, schönen Stern geschnitten, mit dem die Kinder als „Dreikönige“ oder „Sternbuben“ hinaus wollten in die Pfalz; keine anderen Sternbuben hatten einen solchen schönen Stern, wie der, und sie freuten sich darauf, wenn die Kinder von Münster aus der Schule laufen und schreien würden: „die Sternbuben sind da! die Sternbuben!“ Auch machten sie sich gar herrliche Dreikönigshüte aus buntem Papier, zogen Kittel an, und das Stoffele, als Mohrenkönig, wozu er sich nicht einmal das Gesicht mit Ruß zu schwärzen brauchte, führte sie zum Thal hinaus. Da sangen sie denn die Dreikönigslieder, welche sie den ganzen Advent über eingeübt hatten:

„Wir kommen daher ohn' allen Spott,
Ein'n schön' guten Abend den geb' euch Gott!“

und andere Sternbuben-Weisen mehr. Mehrere Tage blieben sie aus und brachten Geld und Brot reichlicher mit, als irgend eine andere Partie Sternbuben aus dem Thal. Aber der Vater Cyriak hatte es schon nicht gerne gesehen, daß sie fort waren, und sagte jetzt: „Ihr dürft nicht mehr fort als Sternbuben, das müßt ihr ärmeren Kindern überlassen, die nicht gerade betteln wollen und sich nichts verdienen können. Für die Kinder des Waldhüters schießt sich das nicht, da die Leute meinen könnten, man hätte daheim nichts. Ihr müßt auf diese Art anderen ärmeren Kindern keinen Eintrag thun und ihnen den kleinen Verdienst wegnehmen. Das ist nicht recht und soll nicht mehr sein.“

Das sagte er, und er meinte es in allem Ernste — sie durften nicht mehr als Sternbuben im Lande umherziehen. Dafür ließ der Vater um so lieber zu, daß sie wieder in den folgenden Jahren nach Münster in die Weinlese gingen; das Friederle konnte nach wenigen Jahren schon als „Hottenknecht“ einstephen und durfte den „Mosterkolben“ beim Traubenlesen führen, worauf er nicht wenig stolz war; denn er trug ja jetzt den weißen „Schürz“, das Zeichen eines „Hottenknechts“ im Weinherbste. Der Vater sagte dabei, das sei eine weit ehrlichere Arbeit, als das zigeunermäßige Herumziehen im Lande. Stoffele wußte nun schon längst, daß er eigentlich ein Zigeunerkind sei, denn es wurde ihm ja oft genug draußen gesagt. Daß man ihn dafür hielt, hatte ihn seither wenig angefochten, aber der Nebenbegriff, welcher an dem Namen „Zigeuner“ haftete, ward ihm nach und nach immer offener, und oft konnte er in recht trauriges Nachdenken versinken, wenn er an seine Abkunft und an die Verachtung erinnerte

wurde, in welcher Zigeuner leben. So that ihm auch jene Aeußerung des Vaters wehe; aber solche Gedanken schwanden doch immer wieder bald dahin.

So vergingen mehrere Jahre; Friederle war ein starker Bursche geworden und verdingte sich als Knecht nach Amweiler, das Ewenkättherle aber als Magd in die Bocksmühle nach Münster. Sie hatte einen guten „Vetter“ und eine gute „Base“: das sind nämlich die schönen Benennungen des Dienstherrn und seiner Frau bei den Dienstboten meiner Heimat. Das Stoffele aber blieb zu Hause, teils weil der Vater ihn gerne daheim behielt, teils weil die Bauern ja doch keinen Zigeuner zum Knecht hätten nehmen wollen. So gern man seine Kunst-erzeugnisse kaufte, so wenig traute man seinem Geschick für Landarbeit zu, und dann kam noch die natürliche Abneigung gegen die „Heiden“ dazu. Da dachte der Bube wohl hie und da an Amerika, wo eben so braune Leute lebten, wie er selber, und darüber hatte er heute mit dem Ewenkättherle in der Bocksmühle gesprochen, nachdem er wieder eine Tracht seiner Erzeugnisse in Münster verkauft hatte.

Es war schon gegen die Dämmerung hin, als der Zigeunerstoffel wieder an dem Mühlbach hinab seinen Weg ins Thal nahm. Es schneite ziemlich stark, so daß das alte Münsterer Schloß auf dem Kastanienberg nur halb zu sehen war. Auf den Dächern der Papier- und Wagnmühle und drüben auf dem alten Dach der Hanfreibe lag schon hoher Schnee. Der Bursche schritt tapfer darauf los auf dem Thalmweg; hie und da begegneten ihm arme Kinder und Männer, welche mit starken Holzbürden auf dem Rückforbe daher schritten, denn es war heute Holztag, wo die armen Leute in den Bergwaldungen der Gemeinde und des Staates ihren Holzbedarf holen durften. Unser Zigeunerstoffele, wie wir ihn noch immer nennen wollen, ging mit eigenen Gedanken dahin. Er dachte an die Reden der Leute über die Zigeuner und an das, was er mit dem Ewenkättherle gesprochen hatte — an seine Abkunft und an Amerika. Wo und wer mochten seine eigentlichen Eltern sein? Ihm kam jetzt nach und nach die Sehnsucht, sie zu sehen und kennen zu lernen, und es wäre auch, trotz der Liebe zu seinen Pflegeeltern, zu verwundern gewesen, wenn er gar nichts für sie gefühlt hätte. Dann dachte er an Amerika, wo schon so mancher reich geworden war; dort konnte er auch ein reicher Mann werden und dann heim kommen, um Vater und Mutter und alle Geschwister zu sich abzuholen — auch das Ewenkättherle. Aber er unterdrückte alle diese Gedanken

wieder, denn er wollte alles das dem Ermessen seines Pflegevaters anheimgestellt sein lassen.

Wie er nun in solchen Gedanken an der Sägmühle tief im Thal vorbeigekommen war, standen dorten mitten im Schnee mehrere Leute am Wege, Kinder mit Holzbürden und Erwachsene. Stoffele trat hinzu und sah inmitten des Kreises ein altes Weib auf ihren Stock gestützt in ärmlichen Kleidern am Waldrande sitzen, welche erbärmlich jammerte und ächzte. Es war, nach dem ersten Blick auf dieselbe zu schließen, eine Zigeunerin, ein altes, ausgetrocknetes Heidenmütterlein. Ihr schwarzgelbes eingeschrumptes Gesicht, die schmutzigen, zerrissenen Gewänder, die stechenden Augen und der gekrümmte Leib gaben ihr etwas Abschreckendes. Aber dennoch standen die Leute mitleidig umher.

„Es ist die alte Heidin, die mir erst vor vierzehn Tagen gewahr sagt hat, daß ich ein Geld kriege!“ sagte einer der umstehenden Bauern.

„Und du hast ja eines kriegt von deinem Sohn in Amerika! Nicht wahr?“ fragte ein anderer.

„Freilich! Sie hat's aus meiner Hand herausgelesen! da sagt man immer, es wär' nichts dran an der Kunst der Zigeuner!“

Jetzt fragte das Stoffele: „Was fehlt denn der alten Frau?“

„Sie ist krank! todkrank!“

„War niemand bei ihr? Hat sie denn niemand?“

„Ei, das solltest du doch wissen, daß euer Volk die Alten und Schwachen von sich stößt und zu Grunde gehen läßt!“ erwiderte einer der Umstehenden.

Der Herrgottsbube wurde rot im ganzen Gesicht. Also ward er auch hier zu den Zigeunern gerechnet! Freilich hatte er, wie schon gesagt, das schon lange gehört und gemerkt, aber jetzt ward es ihm nach und nach erst so recht fühlbar. Und dann dazu noch die Aeußerung über die grausame Sitte der Zigeuner, ihre Alten dem Tode zu überlassen! Indes krümmte und wand sich die Alte wie ein Wurm vor Schmerzen und ächzte ganz entsetzlich, während immer mehr Leute hinzu traten, die in der hereinbrechenden Dunkelheit aus dem Walde heimkehrten. Ein junger, etwas kecker Bursche, der eben erst mit hinzugekommen war, hatte die Hartherzigkeit, die Alte anzurufen, indem er die Hand hinreckte:

„He da, Mütterle, wollt ihr mir nicht wahr sagen?“

Die Zigeunerin sah ihn trüb an, schüttelte den Kopf und sagte dann mit vor Schmerzen ächzender Stimme:

„Wahrsagen! In die Zukunft sehen! das kann nur allein der dort oben, liebe Kinder! Was euch

die Leute von meinem Stamme vorschwätzen, ist alles nichts. Ich hab' mich auch oft genug diesem Betrage hingegeben. Der liebe Gott wolle es einem alten armen Zigeunerweib verzeihen und sie aus ihren Schmerzen erlösen!"

Das war mit solcher frommen Fassung und Bektürschung gesagt, daß alle Umstehenden davon ergriffen waren, am allermeisten aber unser Stoffele von Mönchweiler. Er trat der Alten näher, die sich kaum noch aufrecht erhielt und mit jedem Augenblicke in den Schnee zu sinken drohte.

"Armes Mütterchen!" sagte er; "soll ich euch zur Mühle führen? Ihr erfriert ja hier noch!"

Die Alte schaute rascher auf, als man, nach ihrem Zustande zu schließen, ihr zugetraut haben würde. Ihre schwarzen, immer noch lebendigen Augen hasteten auf dem Gesichte des Knaben, sie wackelte mühsam auf ihrem Stabe auf ihn zu, ergriff seine Hand, wiegte und prüfte sie, als seien alle Schmerzen vergangen und fragte dann mit schwacher Stimme:

"Wer bist du? Sprich, Bube, wer?"

"Man heißt mich das Zigeunerstoffele von Mönchweiler!" war die Antwort.

"Das Zigeunerstoffele? Ha, ach!" — Die Alte kam in die sichtbarste Erregung. "Das Zigeunerstoffele heißen sie dich! du lieber Gott! kennst du deine Eltern nicht?"

"Die haben mich, da ich noch ein kleines Kind war, verlassen und dem Waldhüter von Mönchweiler ins Haus gesetzt. Der hat mich aufgezogen mit seinen sieben andern Kindern."

Die Alte hob die dürren Finger vor die Augen, sah ihn an und fuhr, mit dem Kopfe wackelnd, fort:

"Ja, ja, so ist's, Bube! Ich denke noch jener Christnacht, ja, ja!"

Und sie nickte immer wieder wie närrisch mit dem Kopfe, reckte dann wieder die Hand aus nach der feinig und sagte in sonderbarem Tone:

"So mußt' es kommen, ja, so! Heute trifft mich der Bube, den wir damals — aber still, still davon!"

"Um Gotteswillen, Frau, wißt ihr etwas von meinen Eltern? Seid am Ende ihr meine —"

"Deine Mutter, meinst du? O nein, nein! Hätte deine Mutter noch gelebt, du wärst nicht zurückgeblieben! Aber komm', führe mich zur Mühle, komm', komm'!"

(Schluß folgt.)

Nach dem Regen.

Von

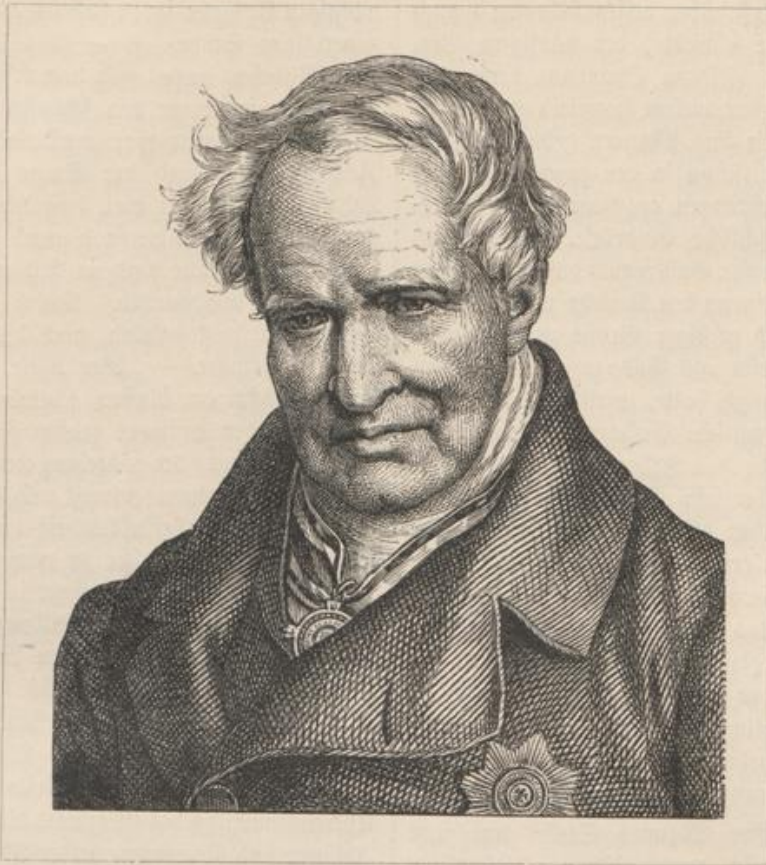
Johannes Trojan.



Es fiel ein Regen
Über kahle Linde;
An den Zweigen blieben
Die Tropfen hängen
Und wurden Knospen.
Heute noch Knospen;
Morgen entquellen
Der zarten Schale
Ungezählte Blättchen,
Ein Kunstwerk jedes
Von Meisters Händen.
Sitzt auf der Linde

Singend ein Vogel:
„Habe Dank, Frühling,
Der du mein Nestchen
Mir schirmend einhüllst!
Keiner hat es gern,
Daß ihm die Leute
In den Haushalt sehen.
Aber so heimlich,
Still unbeachtet,
Wunschlos und neidlos,
Umwebt vom Grünen,
Wie wohnt sich's gut!





Alexander von Humboldt.

Ein Lebensbild von J. Stieler.

Mit dem Bildnisse Humboldts und Illustrationen nach Original-Zeichnungen von
W. Claudius.



Wenn wir mit inniger Teilnahme und Verehrung den Lebensgang so vieler unsrer großen Männer verfolgen, die unter Entbehrungen, Sorgen und Mühsalen unerschütterlich einem hohen Ziele entgegen gestrebt, — so verdienen nicht minder unsre aufrichtige Bewunderung auch jene, welche, geboren im Schoße des Glückes, ein genußreiches, sorgenloses Dasein freiwillig opfern, um sich dem strengen Dienste der Wissenschaft zu weihen.

Ein solches Beispiel bietet uns Alexander von Humboldt.

Die Familie Humboldt zählt zu den ältesten Adelsgeschlechtern Preußens. Freiherr Georg von Humboldt hatte als Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig den siebenjährigen Krieg mit-

gemacht und wurde nach Beendigung desselben von Friedrich dem Großen zum Kammerherrn ernannt.

Er war der Vater Wilhelms und Alexanders von Humboldt; ersterer, geboren 1767, als Staatsmann und Gelehrter, besonders auf dem Gebiete der Sprach-Forschung, rühmlichst bekannt; Alexander, um zwei Jahre jünger, der kühne Reisende, dessen Lebensbild wir unseren Jungen Lesern hier bringen. Die Familie lebte abwechselnd in der Residenz und auf dem zwischen Berlin und Spandau gelegenen Gute Tegel. Dort verbrachten die beiden später so berühmt gewordenen Brüder den größten Teil ihrer glücklichen Jugend, unter der Leitung ihres vortrefflichen Erziehers Joachim Heinrich Campe, des Verfassers des „Robinson Crusoe“ und anderer damals sehr beliebter Jugendschriften.

Das alterzgraue, an einer Ausbreitung der

Havel gelegene Schloß, über dessen Räumen manch geheimnißvolle Sage schwebte, der häufigere Verkehr mit der nahen Festung Spandau, deren Geschichte von so unsagbar vielem Herzeleid und Kummer Kunde giebt, die ihre Mauern geborgen hatte, waren wohl geeignet, schon in den jugendlichen Gemütern ernste Betrachtungen anzuregen, und hinterließen auch unauslöschliche Eindrücke. Andererseits bot ihnen die großartige Gastfreundschaft der Eltern Gelegenheit, sich zeitig an den Verkehr mit Personen höchsten Ranges und geistiger Größe zu gewöhnen. — Campe, der bereits als Pädagoge einen bedeutenden Namen erlangt hatte, verließ, da er als Direktor an eine staatliche Erziehungs-Anstalt berufen ward, zu Ende des Jahres 1777 das Humboldt'sche Haus. Aber sein Einfluß auf die beiden phantasiereichen Knaben blieb nachhaltig fürs ganze Leben. Wer sich zu erinnern vermag des mächtigen Eindruckes, den Campes „Robinson“ und seine „Entdeckung Amerikas durch Columbus“ auf die Kinderwelt in jener Zeit gemacht, wird nimmer bezweifeln, daß sie den ersten Keim in dem Geiste seines jungen Zöglings geweckt, ähnliche kühne Seefahrten zu unternehmen und jene fremden Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

An des gereiften Mannes Stelle trat nun Christian Kunth, ein zwanzigjähriger Jüngling. Mit richtigem Blick hatte der alte Freiherr in dem mittellosen jungen Manne die geeignete Persönlichkeit für die ihm so wichtige Stelle des Erziehers seiner Söhne erkannt. Kunth war so arm, daß er aus Mangel an Mitteln seine akademischen Studien aufgeben mußte; aber seine hervorragende Geistesbildung und sein feines Benehmen erregten die Aufmerksamkeit des Freiherrn von Humboldt, der ihn sofort in sein Haus aufnahm.

Kunth rechtfertigte das Vertrauen seines Gönners im vollsten Maße. Er blieb bis zu seinem Tode der väterliche Freund und Berater seiner ehemaligen Zöglinge, der Verwalter und Bewahrer ihres Vermögens, wenn sie ferne von der Heimat weilten.

Gleich einem Schlage aus heiterer Luft traf die Familie der ganz unerwartete Tod des noch im besten Mannesalter stehenden Vaters. Freiherr von Humboldt starb am 6. Januar 1779 nach kurzer Krankheit.

Mit der ganzen Energie ihres Wesens widmete sich nun die edle, hochbegabte Mutter der Erziehung ihrer beiden Söhne; — Wilhelm zählte elf, Alexander erst 9 Jahre — und Kunth, der das volle Vertrauen ihres Gatten besaß, war bei dieser

wichtigen Aufgabe ihres Lebens auch ihr eine treue, zuverlässige Stütze.

Wilhelm, genial und von rascher Fassungsgabe, berechnete frühe zu den schönsten Hoffnungen; — Alexander dagegen war merkwürdigerweise längere Zeit ein Gegenstand der Sorge für seine Mutter, Lehrer und Freunde; man befürchtete, er möchte sich gar nicht zum Studieren eignen! Er war langsam von Begriff, stille und in sich gekehrt, aber ehrgeizig und ausdauernd. Dabei von schwächlicher Gesundheit, ja kränkelnd, noch bis zum Beginn der Universitätsjahre. — Wer hätte wohl damals in dem schwächtigen, blassen, scheinbar wenig begabten Jüngling den einstigen großen Forscher und Weltumsegler geahnt, der jahrelang den schwersten Mühsalen und Gefahren getrogt und dem es beschieden war, bei voller Geistesklarheit und Körperkraft ein selten hohes Greisenalter zu erreichen.

Nach längerem Aufenthalt in Berlin, wo ihnen reichere Gelegenheit zur Ausbildung zu Gebote stand, bezogen die Brüder mit ihrem Erzieher Kunth die Universität Göttingen, damals die bedeutendste in Deutschland, wo die berühmtesten Männer auf allen Gebieten der Wissenschaft als Lehrer wirkten.

Mehr und mehr entwickelte sich bei innigster Übereinstimmung des Gemütes, die Verschiedenheit der Anlagen und Neigungen beider Jünglinge. Während Wilhelm mit Feuereifer dem Studium der Sprachen und Litteratur oblag, widmete sich Alexander mit immer wachsendem Interesse den Naturwissenschaften. Von wesentlichem Einfluß hierauf war seine Bekanntschaft mit Georg Forster, der als vierzehnjähriger Knabe mit seinem Vater den Kapitän Cook auf einer Reise um die Welt begleitet hatte. Mit Begeisterung lauschte Alexander den Beschreibungen und Erlebnissen Forsters, die in jener Zeit nahezu fabelhaft erschienen. Ungeachtet des bedeutenden Unterschiedes der Jahre, hatte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden gebildet, welches auch, nachdem Forster Göttingen verlassen hatte, um die Stelle eines Bibliothekars in Mainz anzutreten, durch lebhaften schriftlichen Verkehr rege erhalten wurde. Schon im folgenden Jahre unternahmen die beiden Freunde gemeinsam eine Reise den Rhein hinab nach Holland und England.

Humboldts „Ansichten vom Niederrhein“ — seine erste in Druck gegebene Schrift — verdankt dieser Reise ihre Entstehung. — Nach seiner Rückkehr verweilte Alexander noch einige Zeit in Göttingen in stiller Zurückgezogenheit, aber bereits mit großen Plänen für die Zukunft beschäftigt. Er erzählte wiederholt, daß der Anblick eines kolossalen Drachen-

baumes und einer Fächerpalme in einem alten Turme des botanischen Gartens in Berlin in seinen ersten Jugendjahren den seit jenem Tage nie mehr erloschenen Wunsch in ihm erregt habe, ferne Länder zu sehen und genauer kennen zu lernen.

Er beschloß, vorerst sich dem Bergwesen zu widmen, und begab sich deshalb, nachdem er vorher noch einen Kurs auf der Handels-Akademie in Hamburg durchgemacht, nach Freiberg, um unter der Leitung Werners, des an der Spitze der dortigen Bergakademie stehenden berühmten Geognosten, sich für diesen Beruf auszubilden. Seine Briefe an Forster aus jener Zeit bekunden eine heitere Laune und die Erstarkung seiner Gesundheit. Ein Jahr später finden wir ihn, den Einundzwanzigjährigen, bereits als Assessor beim Bergwerk- und Hütten-Departement in Berlin angestellt, und wenige Monate später als Oberbergmeister in den neu erworbenen Fürstentümern Anspach und Baireuth. Neben seiner amtlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit war Humboldt besonders auf Gründung öffentlicher Anstalten bedacht. Zahlreiche Aufsätze über seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen erschienen in verschiedenen gelehrten Zeitschriften und bekundeten schon jene seltene Arbeitskraft, die Humboldt sein ganzes Leben hindurch bewährte. Immer aber war der Grundgedanke seines Strebens: überseeische Entdeckungstreffen, — einst schon der Gegenstand seiner Jugendträume. — Er selbst schreibt darüber:

„Ich hatte von meiner ersten Jugend an eine brennende Begierde empfunden, in entfernte, von Europäern wenig besuchte Länder zu reisen; . . . In einem Lande geboren und erzogen, das keine unmittelbare Verbindung mit den Kolonien beider Indien unterhält und nachher ein Bewohner von Gebirgen, fühlte ich in mir die lebhafteste Leidenschaft für das Meer und für lange Schiffahrten, fortschreitend sich entwickeln.“ —

Da jedoch der Ausführung dieses Vorhabens vorerst noch unbefiegbare Schwierigkeiten entgegenstanden, beschloß Humboldt, eine Reise durch die Schweiz nach Italien zu machen, wobei er vorzüglich die vulkanischen Regionen von Neapel und Sicilien kennen zu lernen im Auge hatte.

Während der Vorbereitungen hierzu traf ihn die Nachricht von dem unerwarteten Tod seiner heißgeliebten Mutter. Die erschütternde Kunde überraschte beide Brüder aufs schmerzlichste; keiner von ihnen hatte an dem Sterbe-Lager der teuren Verblichenen gestanden!

Die tiefe Trauer und die aus diesem Ereignisse erwachenden Geschäfte nötigten Alexander, seine

Reisepläne zu vertagen; er begab sich für einige Wochen zu seinem Bruder nach Jena, wo er die früheren Beziehungen zu Schiller, Karl von Dalberg, Fichte u. A. erneuerte und interessante Tage verlebte. Selbst Göthe, der oft zum Besuche dahin kam, bezeichnet jene Zeit und das Zusammensein mit den beiden geistreichen Brüdern, als einen „seiner liebtesten Lebenspunkte“, — und Alexander schreibt ihm noch im Jahre 1825:

„Die beiden Humboldt gehören Ihnen an, und der Stolz ihres Lebens war es, Ihren Beifall erworben zu haben.“ —

Unermüdet setzte Alexander auch dort seine Fachstudien fort; besonders beschäftigte ihn die damals gemachte Entdeckung einer neuen Kraft, — nach ihrem Entdecker Galvani, Galvanismus genannt. Er selbst machte viele Versuche, um die geheimnisvollen Eigentümlichkeiten dieser der Elektrizität verwandten Kraft kennen zu lernen, und legte später seine Beobachtungen in einer kleinen Schrift nieder.

Das ihm nach dem Tode der Mutter zufallende Erbteil bot ihm nun die Mittel zu der seit sieben Jahren geplanten kostspieligen Reise nach West-Indien. Wilhelm wollte mit seiner ganzen Familie den Bruder nach Italien begleiten; aber auch dieses Vorhaben scheiterte, da eben Napoleon seinen Feldzug nach Italien begonnen. Man wendete sich nach Wien, und im Oktober 1797 trennten sich die Brüder in Salzburg; Wilhelm reiste mit den Seinigen nach Paris, Alexander, der seinen Freund und früheren Studiengenossen Leopold von Buch zufällig in Salzburg traf, durchwanderte mit diesem, zu wissenschaftlichen Zwecken, das Salzkammergut und die Steiermark, womit er den ganzen Winter verbrachte. Erst im Frühlinge 1798 langte er in Paris an, und fand in dem Hause seines Bruders, dem Sammelplatz der bedeutendsten damals in Paris lebenden Persönlichkeiten, Künstler, Schriftsteller und Gelehrte. Aber auch diese ebenso anregende, als interessante Geselligkeit, an der er sich jeden Abend beteiligte, ließ ihn keinen Augenblick das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens vergessen; die neuangeknüpften Verbindungen sollten ihm, wie er hoffte, vielmehr die Gelegenheit zu deren Erreichung bieten.

Das Schicksal schien jedoch seine Wünsche durchaus nicht begünstigen zu wollen. Eine bereits ernstlich in Aussicht genommene Reise nach Ägypten scheiterte ebenso wie jene frühere nach Italien an politischen Verhältnissen. Napoleon unternahm damals gerade eine Expedition nach Ägypten mit einer Armee der auserlesensten Truppen, der sich eine Anzahl französischer Gelehrter anschloß. Unterdessen

hatte das Direktorium der Republik in Paris eine großartige Ausrüstung zu einer Entdeckungsreise nach der Süd-See unter Leitung des Kapitäns Vaudin beschlossen. Humboldt erbat sich sofort die Erlaubnis, sich auf eigene Kosten derselben anschließen zu dürfen, was ihm freudig bewilligt wurde. Er war bereits mit den beiden Naturforschern Michaud und Bonpland, welche von der Regierung ausersehen wurden, die beabsichtigten Untersuchungen zu leiten, näher bekannt. Mit Bonpland verband ihn von jener Zeit an eine durchs ganze Leben währende Freundschaft. — Schon war der Tag der Abreise festgesetzt, als plötzlich die Kunde von neuen Wirren in Italien und einem bevorstehenden Kriege mit Deutschland das Direktorium veranlaßte, die Expedition aufzugeben, weil die dafür bestimmte Summe nun zu anderen Zwecken zurückbehalten werden mußte.

Durch diese wiederholten Enttäuschungen nicht entmutigt, studierte Humboldt mit verdoppeltem Eifer, lernte arabisch und beschäftigte sich mit chemischen Untersuchungen. Im Herbst desselben Jahres lernte er einen schwedischen Konsul kennen, der eben im Begriffe war, nach Marseille zu gehen, um von dort in einem zu erwartenden Schiffe nach Afrika überzugehen. Humboldt und sein Freund Bonpland schlossen sich ihm an; aber vergebens harrten die Reisefreudigen von Woche zu Woche auf die Ankunft des Schiffes; — es kam nicht. Erst später erfuhr man, daß es an der portugiesischen Küste gescheitert war. — An eine Rückkehr nach Paris dachten die Freunde nicht; sie beschlossen vielmehr zunächst, den Winter in Spanien zuzubringen, und langten Ende Dezember 1798 glücklich in Madrid an. Durch Vermittelung des sächsischen Gesandten wurden sie dem Könige vorgestellt, der sich lebhaft für ihr Unternehmen interessierte und ihnen die höchst seltene Bewilligung erteilte, unbedingt, ohne jegliche Beschränkung, alle spanischen Ländergebiete in Amerika zu durchforschen.

Mit wahrem Jubel meldete Humboldt seinem Bruder diesen glücklichen Erfolg. Mitte Mai verließen die Reisenden Madrid, um die Vorbereitungen zur Einschiffung zu treffen, welche etwa zehn Tage in Anspruch nahmen. Da jedoch der heftige Westwind nicht gestattete die Anker zu lichten, so benützten sie die Zeit, um Abschiedsbriefe an ihre Freunde in Deutschland und Frankreich zu schreiben.

„Der Augenblick, wo man zum erstenmale von Europa scheidet“ — schreibt Humboldt seinem Bruder — „hat etwas Ergreifendes! Das Gefühl gleicht keiner der Empfindungen, die uns von früher Jugend auf bewegt haben. Getrennt von allen Wesen, an

denen unser Herz hängt, ziehen wir uns unwillkürlich in uns selbst zusammen, und über uns kommt ein Gefühl des Alleinseins, wie wir es noch nie empfunden. Am 5. Juni endlich fuhren wir hinaus in die offene, vom Winde stark bewegte See; es war ein großer, unvergeßlicher Augenblick.“

„Solche Eindrücke verwischen sich nimmermehr,“ versicherte Humboldt oft noch in späteren Jahren — „Nie werde ich die Empfindung vergessen, mit welcher wir am ersten Abend nach neun Uhr das Licht einer Fischerhütte von Sifarga als den letzten Gegenstand der europäischen West-Küste erblickten, wie einen letzten Gruß aus der Heimat.“

Delfine und Seeschwalben begleiteten das Schiff, das, von frischem Winde getrieben, rasch dahin glitt. Entzückt über die wunderbaren Erscheinungen, deren immer neue sich ihren Blicken darboten, brachten unsere Reisenden den größten Teil der Nächte auf dem Verdecke zu. Der überraschende Anblick einer unermesslichen Menge von Medusen, welche plötzlich die ganze Meeresfläche bedeckten und, in rasender Schnelligkeit vorüberströmend, durch ihren metallenen Glanz einen interessanten Gegensatz zu der blauen Farbe des Ozeans bildeten; — ein Regen von Sternschnuppen; — die im schönsten Mondenlichte erglänzenden Spitzen des Vulkans, auch der canarischen Insel Lancerote und die unbeschreibliche Pracht des südlichen Sternenhimmels! Gleich einem Boten aus der Heimat begrüßten sie eine verspätete Küsten-Schwalbe, welche sich auf das Segel gesetzt hatte, so ermüdet, daß sie sich mit der Hand fangen ließ. Eine Begegnung anderer Art machte tiefen Eindruck auf Humboldts Gemüt. „In unserer wunderbaren Einsamkeit, auf weiter offener See,“ schreibt er, „freuten wir uns, in der Ferne ein Segel aufstauen zu sehen. Aber als es näher kam und an uns vorüberzog, schien es ein schwimmendes Riesengrab zu sein! Es war in Wahrheit das mit langem Seegras überwachsene Wrak eines wohl längst verunglückten Schiffes. — Wer mochten sie gewesen sein, die unter diesen Trümmern den letzten schweren Kampf bestanden hatten? Freudig wie wir mochten sie einst ausgezogen sein.“

Am 19. Juni langten die Reisenden auf der Insel Teneriffa an, und Humboldts erste Sorge war es nun, sich einen Führer nach dem Pit von Teneriffa, einem hohen ausgebrannten Vulkan, zu verschaffen. Er schildert diesen ersten Ausflug in einem Briefe an seinen Bruder:

„Wir stiegen tiefer in den Krater hinab, als jemand vor uns; die Schwefeldämpfe brannten

Löcher in unsere Kleider, während unsere Hände bei nur zwei Grad Réaumur erstarrten. Gott, welche Empfindung auf dieser Höhe! (11500 Fuß.) Die dunkelblaue Himmels-Decke über uns, alte Lavaströme zu unseren Füßen, um uns her ein Schauplatz der Verheerung drei Meilen im Umfang! Unten herrliche Lorbeerwälder, tiefer hinab Weingärten bis fast ans Meeresufer! Am Fuße eines Lavastromes brachten wir eine Nacht im Freien zu. Um zwei Uhr früh traten wir den Marsch nach dem letzten Ke gel an, bei klarem Sternenhimmel und Monden-Schein. Bald aber erhob sich ein brausender Sturm, wir mußten uns am Rande des Kraters anklammern. Donnerähnlich tobte die Luft in den Klüften, und eine Wolkenhülle schied uns von der belebten Welt. Wir klangen den Ke gel hinab, einsam über den Dünsten, einsam wie ein Schiff auf weitem Meere. Dieser plötzliche Übergang von der schönen Mondhelle zu der Finsternis und Ode des Rebels hat etwas tief Ergreifendes.
Wunderbar aber ist die Fruchtbarkeit dieses Bodens; diese tausendjährigen Wälder von Lorbeerbäumen, diese Trauben, diese Rosen; mit Aprikosen füttert man hier die Schweine.“ Und drei Wochen später, aus der zwei Jahre vorher durch ein gewaltiges Erdbeben verschütteten, und noch zur Hälfte unter Schutt begrabenen Stadt Cumana am Orinoco, in deren Umgebung damals noch die Kupfer-Indianer in Hütten von Bambus-Rohr wohnten:

„Ich ging in eine derselben. Eine junge Mutter saß mit ihren Kindern auf Korallenstämmen, die das Meer auswirft. Jedes hatte Kokoschalen statt Teller vor sich, aus denen sie Fische aßen.

Wir laufen umher wie die Narren, verlassen einen Gegenstand, um einen andern zu bewundern. Die fünfzig bis sechzig Fuß hohen Bäume mit ungeheureren Blättern und handgroßen, wohlriechenden Blüten, von denen wir nichts kennen; diese Farben der Vögel, Fische, selbst der Krebse, rot, himmelblau, gelb. Aber größer, schöner noch, als diese Wunder im Einzelnen, ist der Eindruck des Ganzen.“

Unsere Reisenden zogen nun immer mehr landeinwärts, bis zur Mündung des Orinoco unter zunehmenden Beschwerden und Gefahren. Regen, Hunger und die „fürchterlichen“ Mosquitos und Ameisen setzten ihre Gesundheit und ihre Ausdauer auf schwere Proben. Manioc, Bananen und bisweilen etwas Reis waren ihre einzige Nahrung, der Wald ihre Herberge, — während vier voller Monate. Am 6. April 1800 überfiel sie mitten auf dem Orinoco-Strom ein so gewaltiger Sturm, daß ihr Schiff bereits zur Hälfte mit Wasser ge-

füllt war und die Indianer, die sie begleiteten, über Bord sprangen, um sich durch Schwimmen zu retten.

„Unsere Lage war in Wahrheit schrecklich,“ — schreibt Humboldt — „zehn Meilen im Umkreise kein Mensch, der unseren Untergang oder nur die geringste Spur davon würde entdeckt haben. Das Ufer war eine halbe Meile von uns entfernt, und eine Menge Krokodile ließen sich mit halben Körpern über dem Wasser sehen. Und selbst, wenn wir ihrer Gefräßigkeit und der Wut der Wellen entgangen wären, würden wir daselbst verhungert oder von Tigern verzehrt worden sein, da die Wälder an diesen Ufern so dicht mit Schlinggewächsen durchschlungen sind, daß es unmöglich ist, darin fortzukommen.“ Glückselig gelang noch die Rettung.

Regelmäßig sandte Humboldt, ungeachtet seiner angestrengten Thätigkeit, mit jeder Gelegenheit Briefe in die Heimat; er selbst aber war, seit seiner Abreise aus Spanien, zwei volle Jahre ohne alle Nachricht von den Seinigen geblieben, deren Briefe ihn nicht erreichten. Bei ihrer Rückkehr nach Cumana hatten die Reisenden zum ersten Male Gelegenheit, Zeugen eines Erdbebens zu sein, von welchem Humboldt noch in späten Jahren oft und stets mit innerer Erregung erzählte, mit dem Bemerken, wie ein solches Erlebnis dauerndes Mißtrauen einflöße in die Scholle, auf der man stehe, und das Gefühl, der Mensch befindet sich stets auf dem Boden der Gefahr. — Nach dreizehntägiger Wasserfahrt erreichten die Freunde die Stadt Carauas, welche einige Jahre später ebenfalls durch ein Erdbeben zerstört wurde, wobei von 30000 Einwohnern 12000 unter den Trümmern ihrer Häuser den Tod fanden.

Die furchtbare Tageshitze nötigte Humboldt, seine am 21. Februar angetretene Rückreise nur bei Nachtzeit fortzusetzen. Aus Cartagena berichtet er dem Bruder über seine wunderbare Errettung aus zweimaliger Todesgefahr binnen vierundzwanzig Stunden, aus den Wellen des sturmbelegten Meeres und aus den Mörderhänden, mehrerer aus den Gefängnissen von Cartagena entsprungener Sträflinge, welche nachts während der Beobachtung einer Mondfinsternis ihn überfielen.

„Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen,“ — setzt er hinzu — „daß der Tag, an dem ich dieser doppelten Gefahr entrann, der Palm-Sonntag war, und daß auch genau am Palm-Sonntage des vorigen Jahres ich mich in so dringender Todesgefahr befand, bei dem Sturm auf dem Orinoco, wie ich Dir ausführlich geschrieben.“

In den Kolonien de Cura entdeckte er den hohen Baum Bolador, dessen geflügelte Früchte er

mit Bonpland sammelte und nach Europa schickte. Er selbst versicherte später, daß alle Stämme des jetzt in allen europäischen Treibhäusern vorhandenen Bolador sämtlich von jenem Baume allein abstammen. Als eine andere, ihm höchst merkwürdige Entdeckung bezeichnet er den „Kuhbaum“, an dessen Existenz er bis dahin nicht hatte glauben wollen. Er fand denselben bei einer Meierei in den schönen Thälern von Araguay und überzeugte sich, daß aus dessen Stamm bei Einschnitten eine vollkommen

seinen Stamm an, dann entfließt ihm eine süße, nährende Milch, welche den Negern zur Nahrung dient.“

Der lebhafteste Wunsch, den hochbetagten, berühmten Botaniker José Celestino Mutis persönlich kennen zu lernen, bewog Humboldt und Bonpland zu einer Reise nach Santa Fé de Bogota, wo derselbe lebte. Die Fahrt auf dem Magdalena-Fluss, die bewaldeten, wenig bewohnten Ufer entlang, währte fünf und vierzig Tage, und wurde durch die



wohlschmeckende Milch, und zwar am reichlichsten zur Zeit des Sonnenaufgangs, sich ergießt.

„Es sind hier“ schreibt Humboldt, „keine prachtvollen Wälder, kein majestätischer Lauf der Ströme und keine in ewigen Schnee gehüllten Berge, die unser Gemüt mächtig ergreifen. Einige Tropfen eines Pflanzensaftes erinnern uns an die Allmacht des Schöpfers, und die Fruchtbarkeit der Natur. Am dürrer Abhang eines Felsens wächst ein Baum, dessen Blätter dürr und zähe sind, dessen Äste abgestorben und vertrocknet scheinen, den mehrere Monate lang kein Regen befeuchtet; — bohrt man aber

Gewalt des hochangeschwellenen, mächtig strömenden Wassers unsagbar erschwert. Auf einer Strecke von vierzig französischen Meilen war keine Spur einer menschlichen Wohnung anzutreffen. — Die Ankunft unserer Reisenden in Santa Fé glich dagegen einem Triumphzuge. So hoch war José Mutis dort wegen seines Charakters und seiner hohen Gelehrsamkeit geachtet und verehrt, daß man glaubte, ihn auch in denen, die ihn besuchten, ehren zu müssen. Der Erzbischof schickte unseren Reisenden seinen Wagen, und die Vornehmsten der Stadt kamen ihnen entgegen. Mit einem Geleite von mehr als sechzig

Personen hielten sie ihren Einzug. Humboldt schildert Mutis als einen ehrwürdigen Geistlichen und überaus liebenswürdigen Greis, der alles aufbot, seinen Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen, und der die größte damals bestehende botanische Bibliothek besaß. — Ungeachtet der Nähe des Äquator ist wegen Höhe der Lage das Klima von St. Fé so kalt, daß die Temperatur während ihres Aufenthaltes selten über 7—8 Grad Réaumur stieg.

Den festlichen Tagen zu St. Fé folgten bald wieder solche voll Mühsal und Gefahren. Beim Übersteigen der Cordilleren wanderten die unermüdeten Forscher siebzehn Tage lang durch Schnee und Eis. Nur Ochsen lassen sich auf diesem Wege gebrauchen, um das Gepäck fortzubringen. Man pflegte dort sich durch Männer tragen zu lassen, die einen Stuhl auf den Rücken gebunden trugen, auf dem der Reisende saß. Auf diese Weise vermochten sie allerdings nur drei bis vier Stunden täglich zurückzulegen. Humboldt und Bonpland zogen vor, die Wanderung zu Fuße zu machen, und brachten siebzehn Tage in diesen Einöden zu, woselbst sich keine Spur findet, daß sie je von Menschen bewohnt gewesen wären. Man schläft dort in Hütten von Heliconia-Blättern, die man zu diesem Zwecke mit sich nimmt. „Die letzten Tage brachten uns strömenden Regen, unsere Stiefeln faulten uns am Leibe, und wir kamen mit nackten und wundten Füßen in Cartago an; aber mit einer schönen Sammlung neuer Pflanzen bereichert, die uns mit unseren Beschwerden veröhnte“ schreibt Humboldt.

Am 23. Juni 1802 finden wir ihn mit seinem Freunde Bonpland und einen jungen Spanier am Fuße des Riesenberges Cimboraço, über dessen Besteigung er unter anderm berichtet: „Der kurze Aufenthalt in dieser ungeheuren Höhe, zu der wir uns hinaufgeschwungen hatten, zeigte die traurigsten Schreckbilder. Ein Winternebel umhüllte uns, aus dem nur von Zeit zu Zeit die grauvollen Abgründe in unserer Nähe hervorschimmerten. Kein belebtes Wesen, nicht einmal der Condor, der auf dem Antifana stets über unseren Häuptern schwebte, gab der Luft Leben. Kleine Moose waren die einzigen Gestalten, die uns erimmerten, daß wir noch dieser Erde angehörten. Auf unserem Rückweg fiel so starker Schnee, daß wir uns kaum sehen konnten. Nur wenig geschützt gegen die schneidende Kälte jener hohen Gegend, litten wir unsäglich davon.“

In der Stadt Mumpox hatten sich die Reisenden vierzig bis fünfzig junge Krokodile angeschafft, um Studien und Versuche an denselben zu machen. Die kleinsten, von sechs bis sieben Zoll Länge, hatten

den Mut einen Hund anzugreifen, und wären im Stande gewesen, einen Finger abzubeißen.

„Diese Ungeheuer sind in den hiesigen tropischen Gegenden die regelmäßigen Bewohner der Flüsse;“ berichtet Humboldt, „an einigen Orten von so gutartigem Naturell, daß man sich in ihrer Gegenwart baden kann, an andern so bössartig und grausam, daß sie wohl Indianer in den Straßen an den Ragen anfallen und verschlingen.“

Zum fünften Male die hohe Andengebirgskette übersteigend, gelangten die Reisenden nach Lima, der Hauptstadt Perus, besuchten die reichen Silberquellen und die Ruinen der Stadt Mansiche, mit ihren alten Pyramiden, in deren einer, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, zufällig eine Menge Goldes im Werte von vier Millionen Franken gefunden wurde.

In Anerkennung der großen Verdienste Humboldts um die Erforschungen über den auffallend kalten peruanischen Küstenstrom erhielt dieser den Namen „Humboldtströmung.“ — Durch die glühend heißen Thäler von Paragayo, wo das Thermometer im Dezember 32 Grad Réaumur zeigte, setzten die Reisenden ihre Wanderung nach Mexiko fort, wo Humboldt einen Jugendfreund und ehemaligen Mitschüler aus Freiberg in dem Direktor der dortigen Bergschule erkannte. Nach mehreren von da aus unternommenen Ausflügen die vorzüglich Untersuchungen der Vulkane zum Zwecke hatten, begaben sie sich nach der Havannah, um ihre dort hinterlegten wertvollen Sammlungen wieder in Empfang zu nehmen und von dort aus die Reise nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas anzutreten. Es war eine lange und gefährvolle Fahrt. Sieben Tage wütete unausgesetzt ein gewaltiger Sturm und erst am 35. Tage landeten sie in Philadelphia. Während seines zweimonatlichen Aufenthaltes in den amerikanischen Freistaaten studierte Humboldt nun auch in hervorragender Weise Staatsverhältnisse und die Zustände des Volkslebens, worüber er später in Folge höheren Auftrages eine sehr interessante Schrift verfaßte.

Im August 1804 kehrten endlich die beiden Freunde nach fünfjähriger Abwesenheit nach Europa zurück. Sie landeten in Bordeaux und begaben sich sofort nach Paris, wo Humboldt zu seiner freudigsten Überraschung die Gemahlin seines Bruders traf, die zufällig dort verweilte, während dieser selbst als preussischer Gesandter am päpstlichen Hofe in Rom lebte. Wie viel hatte sich in der alten Welt verändert, seit die kühnen Reisenden in der neuen, jenseits des Ozeans, nur ihren Studien und For-

sungen gelebt! Sie fanden Napoleon, der sich bei ihrer Abreise noch als General der Republik in Agypten befunden, vom Herrscherprunk umgeben, als Kaiser der Franzosen wieder.

Die Freude seiner Familie über die ganz unerwartete Rückkehr Humboldts war um so größer, als eine falsche Zeitungsnachricht ihn bereits als ein Opfer des gelben Fiebers bezeichnet hatte und das Ausbleiben seiner Briefe, seit sechs Monaten, diese schlimme Kunde zu bestätigen schien, und dies um so mehr, als er in dem letzten derselben aus Havannah, seine Rückkunft für die nächste Zeit in Aussicht gestellt hatte.

Aber nicht nur die Familie, auch das National-Institut und alle Männer der Wissenschaft begrüßten die Rückkehrenden mit Jubel und überhäufsten sie mit Auszeichnungen. Man nannte Humboldt den zweiten Columbus. Seine Entdeckungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, die Beseitigung so vieler Irrtümer, die Aufschlüsse über bisher ganz unbekannte Länderstriche, Völker und Naturerzeugnisse, das Anbahnen neuer Verkehrswege, — waren in der That von unberechenbarem Einfluß. Und diese unermessliche Leistung war die Frucht des Unternehmens eines Privatmannes, auf eigene Kosten, ohne jeglichen andern Beweggrund, als lebhaftes Interesse für die Wissenschaft.

Diesen Leistungen nach ihrem vollen Werte gerecht zu werden und die Schwierigkeiten in ihrem ganzen Umfange zu ermessen, die er zu überwinden hatte, um denen, die nach ihm kamen, die Wege zu bahnen, dürfte bei dem gewaltigen Umschwunge, der seitdem in allen Verkehrsmitteln stattgefunden, heutzutage wohl kaum noch möglich sein.

Sobald Humboldt die nötigsten Geschäfte erledigt, die mitgebrachten Sammlungen und Schriftstücke einigermaßen geordnet hatte, eilte er nach Rom, den geliebten Bruder nach fünfjähriger Trennung wieder zu sehen.

An Geist und Körper gereift und gestählt, kehrte Alexander zu seiner Familie zurück, und so

war auch seine Erscheinung in dem auserwählten Kreise, den er auch dort im Hause seines Bruders traf, eine hochwillkommene.

Wie ein Hauch frischen Lebens wirkten seine Schilderungen und Berichte aus der neuen Welt. Man glaubte das Brausen des Ozeans und der von Krokodilen bevölkerten Niesenströme, das Rauschen der mächtigen Urwälder Amerikas zu vernehmen, inmitten der düsteren Stille einer großartigen Vergangenheit, welche „die ewige Stadt“ — welche Rom umschließt.

Aber sich in Muße Erholung zu gönnen, vermochte nicht sein rastloser Geist. Er begann sofort seinen „Versuch einer Pflanzengeographie“ auszuarbeiten, ging nach Neapel, den Ausbruch des Vesuvs zu beobachten, und beschloß endlich vor Beginn des Winters, nach Berlin zu reisen.

Die Eindrücke, die er dort empfing, waren unsagbar schmerzlich; wie sehr er sich auch in seine Arbeiten vertiefte, konnte er sich denselben doch nicht entziehen. Der traurige, politische Zustand seines Vaterlandes, die Plünderung seines väterlichen Schlosses Tegel durch die Franzosen, wobei, außer vielen anderen wertvollen Papieren, auch die meisten Briefe Schillers an Wilhelm von Humboldt vernichtet wurden, hatten ihn tief erschüttert.

„Versenkt in angestrengte Arbeit,“ schreibt er, „bin ich doch schmerzlich vereinsamt; fremd in der mir fremd gewordenen Heimat, wie in einer menschenöden Wüste.“ — Er verfaßte damals die seinem Bruder gewidmeten klassischen „Ansichten der Natur“ und schloß seine Vorrede mit den Worten: „In der ewigen Größe der Natur sollten mit ihm alle bedrängten Gemüther Kraft und Trost suchen.“

Das Werk erschien unmittelbar vor Humboldts Abreise nach Paris, wohin er im Auftrage des Königs dessen jüngsten Bruder begleiten sollte, da man hoffte, durch den Einfluß des lebenswürdigen Prinzen den Kaiser Napoleon günstiger für Preußen zu stimmen.

(Schluß folgt.)

In den Bergen.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu düstrem Hochthal schritt ich ernst empor;
Stumm lag und nachtgrau mir das Land zu Füßen,
Da hört' ich durch der Wolken Nebelflor
Der Lerchen jubelnd Schmetter'n niedergrüßen.

Trostreicher Klang! Wie hob mit einem Mal
Die Seele sich zu frohem Hoffen wieder:
In reinen Höhen flammt der ew'ge Strahl,
Lichttrunken jauchzen ihm der Lerchen Lieder.

Die drei Brüder.

Ein Märchen von Heinrich Seidel.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.

In einem Dorfe wohnte eine Witwe mit drei Söhnen. Sie besaß ein Häuschen, ein kleines Ackerfeld und ein Stücklein Wiese, allein der Ertrag aus diesem Gute war so gering, daß er kaum genügte, sie und ihre drei Söhne zu ernähren.

In guten Jahren ging es noch an, allein als einmal Dürre und Mißwachs im Lande herrschten, da ward Schmalhans Küchenmeister und die arme Witwe wußte nicht, wie sie durchkommen sollte, denn das Häuslein Kartoffeln und der wenige Mehlbrei, welchen sie auf den Tisch bringen konnte, genügte kaum, den notdürftigen Hunger zu stillen. Dies war besonders Kilian, dem ältesten der Söhne, sehr wehmütig, denn er aß gerne etwas Gutes und zwar recht viel davon, wenn es sein konnte. Wenn Teller und Schüssel so recht blank abgeputzt waren, ging er trübselig vor die Hausthür, setzte sich auf die Bank und träumte von Specklöwen und Eierkuchen und von Schweineknöcheln mit Sauerkraut.

Früher da hatte es an den Sonntagen zu einem Schöpplein Wein gereicht, aber nun gab es auch nicht einen Tropfen mehr. Dies griff Fabian, dem zweiten der Brüder, sehr ans Herz, denn es erschien ihm nichts anmutiger als ein Glas Wein im Kreise guter Gesellen zu trinken. Jetzt aber blieb seine Zunge dürr, so sehr sie auch nach einem guten Trunk lechzte, und am Sonntag Abend strich er schmachthenden Gemütes um die Schenke herum und schaute sehnsüchtig durch das Fenster hinein, allwo die reichen Bauern mit roten glänzenden Gesichtern saßen und ein Schöpplein über das andere leerten.

Am besten ertrug Florian, der jüngste, dies ärmliche Schicksal, denn er war zufriedenen Gemütes, heiter und von freundlichen Sitten. Die schmale Kost gedieh ihm, also daß er mit roten Wangen und klaren Augen einherging. Er hatte eine liebe Stimme, und es gefiel ihm zu den Zeiten, da er von der Arbeit frei war, in den Wald zu gehen und mit den Singvögeln um die Wette zu singen, daß es gar anmutig von den grünen Wipfeln niederhallte.

Die Not aber ward immer größer und eines Tages, da die Mutter ihre Vorräte nachgezählt und gefunden hatte, daß nur für wenig Wochen noch zu leben da war, überwältigte sie das Bewußt-

sein ihrer traurigen Lage also, daß sie in bittere Thränen ausbrach. Den drei Söhnen ging das sehr zu Herzen und Kilian, der älteste, stand auf und sprach:

„Buckt mir einen Stollen, Frau Mutter, auf daß ich eine gute Reisezehrung habe, so will ich hinausziehen in die Welt und mein Glück probieren. Ihr habt dann einen Esser weniger, und ich will sehen, ob ich nicht unsere Not zu lindern vermag!“

Es war noch ein Restchen Butter, einige Eier und ein wenig Honig vorhanden, die Mutter that einen tiefen Griff in den fast geleerten Mehlkasten und buk einen köstlichen Stollen, der das ganze Haus lieblich durchduftete. Diesen steckte Kilian schmunzelnd in seinen Quersack, umarmte seine Mutter und seine Brüder und zog wohlgenut in die Welt hinaus.

Noch nicht weit war er gewandert, als der Hunger sich gewaltig regte und der liebliche Duft, welcher aus dem Quersack aufstieg, ihm keine Ruhe mehr ließ. Er lagerte sich unter einem Baume an der Landstraße, und da er lange nichts so Gutes mehr gegessen hatte, so geschah es, daß nach einer Weile der ganze große Stollen bis auf das letzte Krümlein verzehrt war. So schön satt, wie seit langer Zeit nicht, legte sich Kilian ins Gras und schlief ein wenig. Als er wieder aufwachte, war es bereits Nachmittag. In der Ferne hinter sich sah er noch den Kirchturm seines Dorfes mit blankem Knopf aus dem Grün der Obstbäume hervorblitzen, und vor ihm lag die fremde unbekannte Welt. Nun wäre er gern wieder umgekehrt, allein dazu schämte er sich doch zu sehr. Er stand seufzend auf, nahm den Weg zwischen die Beine und marschierte vorwärts. Gegen Abend gelangte er an eine weite flache Heide, wo unzählige Lerchen im letzten Sonnenschimmer ihre Lieder sangen. In der Ferne hob es sich aus dem glühenden Abendrot dunkel hervor wie mächtige Baumwipfel und die ragenden Türme eines Schlosses. Er marschierte gerade darauf los, bis es ganz finster ward; dann legte er sich in das Heidekraut und schlief ein.

Am anderen Morgen sah er, daß wirklich am Ende der Heide zwischen Bäumen ein Schloß gelegen war; die Morgensonne blühte in den Fenstern, und aus dem Schornstein ging kerzengrade in die

klare Morgenluft ein schmaler Rauchfaden empor. Dies war ihm ein tröstlicher und verheißungsvoller Anblick, denn wo es Rauch gab, da ward auch gekocht, und ihm dünkte schon, ein tüchtiges Frühstück sei gerade dasjenige, was er brauchen könne. Allein bis zum Mittag mußte er noch durch Sonnenbrand und heißen Sand einherstapfen, bis er dort hin gelangte, und da kann man sich denken, welchen Hunger der brave Kilian bekam.

In der Nähe des Schlosses ging die unfruchtbare Heide allmählich in einen herrlichen Garten über, mit rieselnden Quellen und schattigen Bäumen, und so köstliche Blumen, wie dort blühten, hatte Kilian noch nirgendwo gesehen. Aber mehr als dieses gefiel ihm, daß überall auf den Rasenplätzen die prächtigsten Obstbäume verstreut standen, gebeugt von der Last ihrer verlockenden Früchte. Die Aprikosen waren gerade reif und hingen wie goldene Trauben an den Zweigen; die allerreifsten waren bereits abgefallen und lagen also verlockend im weichen Grase, daß Kilian sich nicht enthalten konnte im Vorübergehen einige aufzuraffen und zu verzehren.

Zu dem Haupteingang des Schlosses führte eine mächtige Freitreppe aus Marmor, allein dort wagte er nicht emporzusteigen, sondern er wandte sich zur rechten und fand eine zweite Thür. Dort trat er ein und geriet in einen Gang, an welchem die Küche gelegen war. O, welche herrlichen Gerüche drangen dort hervor. Da loderten mächtige Feuer, an welchen zartes Geflügel an Spießen sich drehte, dort in dem bläulichen Dunste, welcher den hohen Raum erfüllte, hantierten Köche und Köchinnen in schneeweißen Gewändern, und unter ihren Händen gingen die herrlichsten Kunstwerke der Kochkunst hervor. Fürwahr, dies dünkte ihm ein Paradies zu sein. Plötzlich trat ein reichgekleideter Diener aus der Küche hervor, sorgfältig eine dampfende Suppenschüssel vor sich her tragend. Diesem zu folgen, trieb es Kilian mit magnetischer Gewalt, und indem er ihm nachging, gelangte er in einen überaus prächtigen Saal, woselbst sich ein gedeckter Tisch befand, auf welchem die kostbarsten Geräte von Gold und Silber zu sehen waren. An diesem Tische saß ein Mädchen, schön wie die Sonne, so daß Kilian vor Verwunderung fast erstarrte. Jedoch die Jungfrau forderte ihn mit lieblichen Worten auf, sich zu ihr an den Tisch zu setzen und an der Mahlzeit teilzunehmen. Dies ließ sich der hungrige Kilian nicht zweimal sagen, und da nun ein köstliches Gericht dem anderen folgte, so vergaß er bald alle Scheu und fing an ganz mörderisch einzuhauen und recht nach Herzenslust zu schlecken und zu schlamm-

pampen. Nachdem er nun sich so rund geessen hatte, wie eine Trommel, und fast mit Seufzen gewahr ward, daß er nichts mehr vermochte, da lehnte er sich behaglich in den Stuhl zurück, faltete die Hände über den Magen und fühlte sich so recht innerlich glücklich und zufrieden. Die schöne Prinzessin aber, die ihm gegenüber saß, fragte ihn, indem sie holdselig dazu lächelte:

„Nun saget mir, mein werter Gast, was euch bei mir in Schloß und Garten von allem, was ihr sahet, am besten gefallen hat?“

Diese Frage dünkte dem guten Kilian gar leicht zu beantworten, und er hatte nicht nötig sich lange zu besinnen. Alsobald antwortete er:

„Von allem köstlichen und Wunderbaren, das ich hier in Schloß und Garten angetroffen habe, holdseligste Jungfrau, scheint mir des höchsten Preises wert die vortreffliche Küche, aus welcher so unvergleichliche Meisterwerke hervorgegangen sind.“

Die schöne Prinzessin ward dunkelrot vor Zorn und rief: „Ei, du Tölpel, du Fresser, weißt du nichts Besseres zu sagen! Marsch fort mit dir ins Hundeloch!“

Damit klatschte sie in die Hände; zwei handfeste Bediente sprangen vor, ergriffen den erschrockenen Kilian und brachten ihn in ein gewölbtes und vergittertes Zimmer mit eisernen Thüren. Eine Schütte Stroh diente ihm zum Nachtlager, und Wasser und Brot war seine Nahrung. Das Allerschlimmste bestand darin, daß eine sicher mit Eisenstangen verwahrte Öffnung von diesem Raum in die Küche führte, also daß der liebliche Duft und der Anblick der köstlichen Speisen ihm vergönnt war, während er mit Ingrimm in seine trocknen Brotrinden hineinbiß.

* * *

Da nun der älteste Bruder nicht zurückkehrte, und die Not immer sich vermehrte, sprach eines Tages Fabian:

„Gebt mir das Krüglein Weines mit, Frau Mutter, das ihr noch einsam im Keller heget, so will ich mich auf die Wanderschaft begeben und sehen, daß ich finde, womit unsere Not zu lindern sei.“

Solches geschah, und alsbald an einem schönen Herbstmorgen wanderte er fort in die Welt hinaus. Er gelangte an denselbigen Baum, wo sein Bruder Rast gemacht hatte, und da ihm an diesem Morgen eine ganz ungewöhnlich durstige Luft zu wehen schien, so lagerte er sich dort, um ein wenig seinem Krüge zuzusprechen. Der Wein ging ihm aber also lieblich ein, daß er nach einer kurzen Weile einen leeren Krug und einen vollen Kopf hatte. Nachdem er sein Krüglein ausgechlaffen, wanderte er des-

selbigen Weges weiter, wie sein Bruder, und gelangte in gleicher Weise am anderen Mittag in den schönen Garten und zu dem prächtigen Schlosse. Auch er wagte es nicht die breite Marmortreppe emporzusteigen, sondern wandte sich zur linken und geriet an eine Thür, woselbst gerade von einem Wagen mächtige Weinfässer abgeladen wurden, denn hier war der Eingang zum Keller. Er blickte mit Wohlgefallen in den mächtigen Raum hinein und die stattlichen Reihen der gefüllten Fässer und sog behaglich den Weindunst auf, welcher dort hervorstieg. Ihn dünkte dies ein gar lieblicher Ort zu sein und der Kellermeister, welcher dort mit wichtiger Miene Wein abzog, wohl zu beneiden. Plötzlich kam ein

sich ein ziemliches Käufchlein erworben. Dieweil er sich nun mit schon etwas schwimmenden Augen nach mehr umsah, fragte ihn die Prinzessin, indem sie holdselig dazu lächelte:

„Nun saget mir, mein werter Gast, was euch bei mir in Schloß und Garten von allem, so ihr sahet, am besten gefallen hat?“

Diese Frage erschien dem angeheiterten Fabian gar leicht zu beantworten, und mit etwas schwerer Zunge stammelte er:

„Der We. . . . Weinkeller, teuerste Prinzessin, natürlich der Weinkeller!“

Die Schöne ward aber sehr zornig und sprach: „Ei, du Tölpel, du Saufaus, weißt du nichts



Diener die Stufen herauf. Er trug in jeder Hand einen geschliffenen Krystallkrug, davon der eine mit rotem, der andere mit goldenem Weine gefüllt war, und schritt damit den Gang hinab. Diesem Diener folgte Fabian ohne weiteres und gelangte in denselben Saal, wo sein Bruder gewesen war. Das schöne Mädchen forderte ihn auf, mit ihr zu speisen, und er ließ sich dies nicht zweimal sagen. Jedoch vor allem sprach er mit Behagen dem köstlichen Wein zu, und ehe er noch entschieden hatte, welcher herrlicher sei, der eine, welcher golden wie edler Topas in seinem Glase schimmerte und so wunderbar duftete, oder der andere, welcher funkelte gleich dem Rubin und so sänftlich und milde über seine Zunge floß, hatte er beide Krystallkrüge geleert und

Besseres zu sagen?! Marsch fort mit dir ins Hundeloch!“

Die Diener sprangen zu, und der bestürzte Fabian ward nun bei Wasser und Brot in ein festes Kämmerlein neben dem Keller gesperrt, wo er durch ein Gitterfenster den verlockenden Anblick von vielen hundert mit dem edelsten Weine gefüllten Fässern genoß, indes er trübselig seinen Durst mit schüdem Wasser löschte.

* * *

Nach einer Weile, da die beiden älteren Brüder nicht zurückkehrten, beschloß Florian ebenfalls sein Glück zu probieren:

„Gebt mir euren Segen, Frau Mutter,“ sprach

er, „ich will fortziehen und meine Brüder auffuchen und sehn, ob mir das Schickal günstig ist.“

Die Mutter wollte ihn nicht fortlaffen, weil schon der Winter begann und die Tage rauh wurden, allein er ließ sich nicht länger halten und machte sich auf die Wanderschaft. Da er desselbigen Weges zog wie seine Brüder, gelangte er am Mittag des nächsten Tages ebenfalls zu dem bekannten Schlosse. Er stieg geraden Wegs die Marmortreppe empor, durchschritt einen einsamen Vorfaal und gelangte in das Zimmer, wo die schöne Prinzessin an dem gedeckten Tische saß. Aber von all der Pracht und Herrlichkeit ringsum sah er nichts weiter, denn fast geblendet ward sein Auge von der Schönheit dieses Mädchens. Wie sie dasaß in einem Kleide von himmelblauem Sammet, über welches das lange Goldhaar wie Sonnenstrahlen hinabfloß, und wie ihn aus dem sanften Antlitze von der Farbe einer aufblühenden Rose zwei dunkelblaue Augen holdselig anblickten, das schien ihm das Herrlichste zu sein, das diese Welt hervorbringen vermöge. Die liebliche Schönheit einer Blume und der strahlende Glanz der Sonne fanden sich in diesem schönen Geschöpfe vereinigt. Mit Zittern fast setzte er sich an den Tisch, und so befangen war sein Gemüt, daß er vergaß, von den köstlichen Speisen zu genießen und dem edlen Weine zuzusprechen. Wenn das schöne Mädchen ihn aufforderte: „Nun, so esset doch, so trinket doch, es ist euch wohl gegönnt,“ da nahm er wohl in eiligem Gehorsam ein Häppchen oder ein Schälchen, allein bald vergaß er wieder alles, und es dünkte ihn fast unwürdig, in Gegenwart eines solchen engelschönen Wesens an so geringe Sachen wie Essen und Trinken auch nur zu denken.

Als nun die Mahlzeit beendigt war, stand die Jungfrau auf und fragte, indem sie holdselig dazu lächelte:

„Nun jaget mir, mein werter Gast, was euch

bei mir in Schloß und Garten von allem, so ihr sahet, am besten gefallen hat?“

Florian ward dunkelrot und neigte ein wenig sein Haupt. Sodann aber ermannte er sich und sprach:

„Wollt es nicht übel vermerken, schönste Prinzessin, wenn ich meines Herzens Meinung freimütig bekenne. Wohl ist dieser Garten von großer Schönheit und dieses Schlosses Pracht und Reichthum von seltener Art, allein was bedeutet dies alles gegen den Glanz eurer Schönheit, der alles überstrahlt, so daß ich nichts anderes außer euch zu beachten vermag!“

Da erglühte das Antlitze der Jungfrau in sanftem Schimmer, und ein Lächeln gleich mildem Sonnenschein ging von ihr aus, als sie sprach:

„O du freundlicher Geselle, wie lieblich weißt du deine Worte zu setzen. Solchen Mund muß man küssen, der so goldne Worte spricht.“

Damit schritt sie auf ihn zu, umfing ihn sanftlich mit den Armen und küßte ihn auf den Mund. Sie gewannen sich nun gleich so lieb, daß sie gar nicht mehr von einander lassen konnten, und schon nach drei Tagen ward die Hochzeit mit großem Gepränge gefeiert. Die alte Mutter war auch dabei und die beiden älteren Brüder, welche auf Florians Bitten aus ihren trübseligen Gefängnissen befreit waren. Diesen beiden erging es besser, als sie wohl verdient hatten, denn der eine ward zum Küchen-, der andere zum Kellermeister ernannt. Dies gefiel ihnen gar wohl, und es dauerte nicht lange, da hatte Kilian sich ein Wänstlein angemästet, daß er so rund war wie eine Kugel, während Fabian seine ernsthaften Studien über die Vorzüge der verschiedenen Jahrgänge durch ein Antlitze bezeugte so rot wie die aufgehende Sonne an einem Nebeltag. Florian aber mit seiner schönen Gattin lebte herrlich und in Freuden bis an ihr seliges Ende.

Unterwegs.

Von

Julius Lohmeyer.

Auf niedrer Straße, breit und grad,
Magst du behaglich, achtlos schlendern;
Auf steiler Hochalp schmalen Pfad
Mußt stets du Schritt und Richtung ändern.

Wollte, über diese Erde schreitend,
Jeder auch nur einen Fruchtbaum pflanzen,
Einen Ruhstrauch, eine Blume hegen,
Wandelten wir längst im Paradiese,
Blühte um uns Edens Garten wieder.

Schweizerfagen.

Von

Adolf Frey.



Der Beherzte.

Allen Zuspruchs und ernstlicher Mahnungen ungeachtet entschloß sich ein rüstiger Senne, auf eine benachbarte, vielverrufene Alp zu gehen und zu ergründen, warum man daselbst alle Morgen eine Herde austreiben und abends zurückkehren sehe, warum man den Rauch vom Hüttendach aufsteigen sehe, aber niemals einen Sennen, Hirten oder auch nur einen Handbuben erblicke. Als er, nach beschwerlichem Wege vor der unheimlichen Hütte angelangt, laut zu rufen, jauchzen und jodeln begann und keine Antwort erhielt und niemand zu Gesicht bekommen konnte, trat er ein, fand aber alles totenstill. In der Küche jedoch flackerte ein Feuer, und über demselben hing, zum Käsen gerüstet, der ansehnliche Kessel, dessen Inhalt nicht anbrannte, wiewohl keine Hand sichtbar war, welche die Masse umgerührt hätte. Nach langem Warten trat der Senne ins Stubengemach, auf dessen Tisch Teller und Bestecke, Speise und Trank zurecht gemacht waren. Da sich auch hier niemand blicken ließ, streckte er sich auf das in der Ecke bereitete Mooslager, um der kommenden Dinge gewärtig zu sein.

Endlich erschien ein großer, verwildert aussehender Mann und rief sofort: „Es fehlt noch ein Teller für den, der dort im Bette liegt!“ Der Entdeckte verzagte nicht und wunderte sich nicht wenig, als der Unheimliche zu ihm herantrat und freundlich sagte: „Wenn du auf alles, was ich dich frage, immer das Richtige antwortest und bei allem, was ich dir zeige, immer das Richtige thust, so wirst du reich und kannst mich erlösen. Ich muß hier umgehen wegen einer Übelthat; ich erschlug meinen Herrn im Zorn und muß nun hier sein Vieh hüten und die ganze Wirtschaft besorgen, bis der Rechte kommt und mich erlöst. Bist du aber der Rechte nicht, so muß ich auch dich erwürgen.“

Darauf führte er den Sennen an den Tisch und hieß ihn essen. „Wer das gekocht hat, der soll's auch essen,“ weigerte sich der Kluge.

„Trage den Kübel, der hier auf der Bank steht, in den Keller!“ gebot der Geist. „Ich hab' ihn nicht heraufgetragen, ich trag' ihn auch nicht hinunter,“ lautete die Antwort. Sie stiegen in den

Keller hinab, wo der Geist Erde ausschaufelte, bis ein mit Gold gefüllter Eimer zum Vorschein kam. „Den heb' heraus!“ „Ich hab' ihn nicht eingegraben, ich grab' ihn auch nicht aus.“ Der Andere hob ihn selbst heraus, schüttete den glänzenden Inhalt vor den Sennen hin und sagte: „Nun wähle und wähle recht; nimmst du nicht den richtigen, so sind wir beide verloren.“ Da umfaßte der Schlaue beide Teile und erlöste dadurch den Geist, der sofort entchwand. Seit jener Zeit sah man auf der Alp wieder Herden aus- und eintreiben, man sah Rauch vom Hüttendach steigen, man sah aber auch Sennen und Hirten hantieren: die Alp war dem Beherzten zu eigen geworden und ist es geblieben.

Wie die Gersauer einen Dieb hängen wollten.

Die Gersauer wollten einmal einen Dieb hängen, und da der Weg zum Galgen längs des Bergabhanges sehr beschwerlich zu gehen ist, oder vielmehr zu jenen Zeiten noch gar kein Weg dorthin führte, gedachte man nach früherer Gewohnheit das Wasser zu benutzen und richtete ein großes Schiff zu, um Menschen und Werkzeug bis zum Hochgericht zu fahren. Als nun auch die Hauptperson des Tages, der arme Sünder selbst, einsteigen sollte, erklärte er, im höchsten Grade wasserscheu zu sein, und bat flehentlich, man möchte ihn doch den Landweg ziehen lassen. Die gutmeinenden Gersauer beschloßen, um dem armen Teufel den letzten Gang nicht zu erschweren, insgesamt sich des Schiffes zu bedienen, den Malefikanen aber zu Lande an seinen Ort zu schicken, ihm jedoch eine Glocke umzuhängen, damit man vom Schiffe aus hören könne, ob er sich auch auf dem rechten Weg zu seinem Ziel befinde.

Das Fahrzeug stieß ab, und die Insassen hörten die Glocke stetsfort ganz deutlich; als man aber beim Galgen ans Ufer stieg, stand ein Ziegenbock da und trug sie am Halse. Das konnte offenbar nur Teufelswerk sein, und so wurde denn der arme Bierbeiner ohne weiteres aufgekniüpft. Die spottfüchtigen Nachbarn jedoch behaupteten, der Verurteilte habe am Berghange den Bock angetroffen und sei, nachdem er ihm die Glocke umgehängt, schleunigst bergauf davon geeilt.



Auflösung der Knackmandeln Seite 31 und 63.

Preis-Aufgaben (April- und Mai-Heft).

I.

4.

B	e	a	t	E
i	u	h	l	
1.	r	c	i	
k	i ⁵	6h	s	
E	s	c	h	e

2.

II.

III.

7	6	11
12	8	4
5	10	9

IV.

"Amande" in "Salamander" und "Emma" in "Hammer".

V.

A	r	a	B	i	e	n
H	a	b	E	s	c	h
I	t	a	L	i	e	n
B	e	l	G	r	a	d
R	a	t	I	b	o	r
I	t	z	E	h	o	e
S	p	a	N	i	e	n

VI.

Bianka, Blanca.

VII.

VIII.

1, 2, 3, 4, 5, 6
Ameise.

2, 3, 4, 5, 6 Meise.

3, 4, 5, 6, 7 Eisen.

5, 6, 7, 8, 9 Senfe.

6, 7, 8 Enz.

8, 9, 10 Sem.

10, 11, 12, 1 Meta.

IX.

F	r	a	n	z
S	a	l	a	t
A	o	s	t	a
T	a	l	a	r
T	r	a	u	m

X.

Buchstaben-Rebus.

Erlangen (Klang n).

XI.

Buchstaben-Rebus.

Gumbinnen (G um b in n).

I.
 David
 Eholz
 Rhon
 Tafel
 Arnd
 Hfen
 Circ
 Hage
 Elb
 Rigg

II.
 Aus den 3 Wörtern „Minne“, „Epos“, „Vater“ kann man durch Umstellung der Buchstaben den Namen „Peter von Amiens“ erhalten.

III.
 Dollart, Dollar.

Auflösung der Rätsel Seite 62.

Rätsel von Robert Löwike.

1. Felleisen.

Rätsel.

Von Robert Löwike.

1.

Dreißilbige Charade.

Meine Erste als einfaches Zeichen steht
Gleich der Zweiten im deutschen Alphabet.
Meine Dritte kannst du gar leicht ergründen:
Sie ist im Flusse Duero zu finden.
Mein Ganzes, heimisch in fremdem Land,
Ist Jedem als Papagei bekannt.

2.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7

Zeichen siehst du hier geschrieben.
Einen Dichter nennt das Wort.
Nimmst du Kopf und Fuß ihm fort,
Giebt der Rest auf grünen Matten
Dir am Rand des Waches Schatten.

3.

Wie macht man die Stadt Paris
Schnell zu einem Paradies?

4.

Nimm den Kopf von einem Dachs,
Aber nicht von einem Lachs,
Dann den Leib von einem Nar,
Nicht von einem Dromedar,
Endlich noch den Schwanz der Maus.
Räthst du das, so ist's heraus.

5.

Fünf Zeichen nennen einen Fluß.
Machst du das dritte schnell zum Schluß,
So wirst du, was die Zeichen nennen,
Als Waffe kennen.

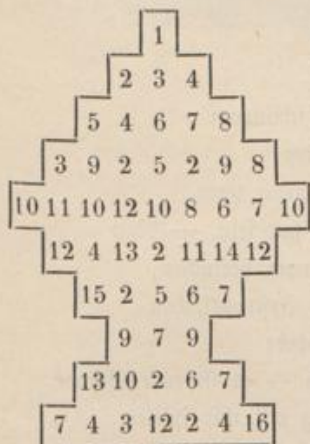
6.

Einen Soldaten
Sollst du erraten,
Der durch h und durch d
Wird zum Dichter schnell.

Knackmandeln.

Von Robert Löwike.

I.



Wenn ihr die Zahlen
der nebenstehenden Figur
durch die entsprechenden
Buchstaben ersetzt, so er-
giebt die erste wagerechte
Reihe (2, 3, 4) einen
weiblichen Vornamen, die
zweite Reihe (5, 4, 6, 7, 8)
einen Fisch, die dritte Reihe
einen römischen Feldherrn,
die vierte einen Baum, die
fünfte ein Herzogtum, die
sechste ein wichtiges Nah-
rungsmittel, die siebente
einen Vogel, die achte ein
Gewässer und die neunte
einen römischen Kaiser.

Die Anfangsbuchstaben der Reihen (der oberste
Buchstabe mitgerechnet) ergeben, von oben nach unten
gelesen, den Namen einer beliebigen Schriftstellerin. Die
Endbuchstaben der Reihen, der oberste Buchstabe mitge-
rechnet, nennen, von oben nach unten gelesen, einen
Vogel.

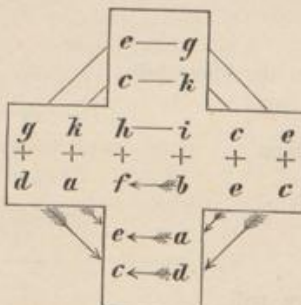
II.

Welche Zahl ist um 0,27 größer als der dritte Teil
ihres Quadrats?

III.

Welche zweiziffrige Zahl wird dadurch, daß man ihre
beiden Ziffern miteinander vertauscht, $1\frac{3}{4}$ mal so groß?

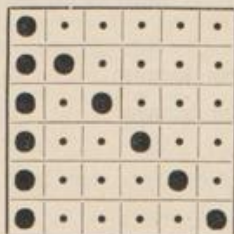
IV.



die Zahl 15.

Ersetzt ihr die ne-
benstehenden Buchstaben
durch die entsprechenden
Ziffern, so ergeben je 2
durch — verbundene
Ziffern als Summe die
Zahl 7. Addiert ihr je
2 durch + verbundene
Ziffern, so erhaltet ihr
die Zahl 11, und je 2
durch >> verbundene
Ziffern ergeben, addiert

V.



namen ergibt.

Die oberste (wagerechte) Reihe nennt eine große Stadt
in Preußen, die zweite Reihe ist ein männlicher Vorname,
die dritte nennt eine bedeutende Handelsstadt in Klein-
asien, die vierte eine bestimmte Form von Blütenstand,
die fünfte eine Jahreszeit, die sechste einen Einsiedler.

Die Felder des neben-
stehenden Quadrats lassen sich
mit je einem Buchstaben so aus-
füllen, daß die erste senkrechte
Reihe links, von oben nach unten
gelesen, einen weiblichen Vor-
namen und die Diagonalkreihe,
von links oben nach rechts unten
gelesen, einen männlichen Vor-